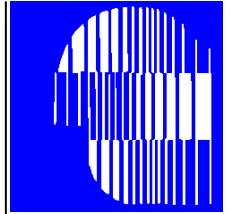


Ethik, Bildung und Wissen in Netzwelten



Alcatel SEL
Stiftung für
Kommunikations-
forschung



Dieter Klumpp

Vortragszyklus 2000-2001
in Weikersheim, Bad Urach und Stuttgart
zu offenen Fragen der Informationsgesellschaft

Ethik, Bildung und Wissen in Netzwelten

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort

3

Mensch und Informationsgesellschaft - neue ethische Fragen?

5

Eröffnungsreferat auf der Führungstagung 2000 der Landespolizeidirektion
Stuttgart I, "Unternehmensethik in Zeiten der Globalisierung",
22. Mai 2000, Schloss Weikersheim

neu@alt? Bildung zwischen Netz und Buch

20

Überarbeitete Fassung des Vortrags Buchwissen und Netzwissen:
Herausforderungen der Informationsgesellschaft auf der Tagung
„Creative Thinking“ der Landeszentrale für Politische Bildung
Baden-Württemberg, Bad Urach, 4. Oktober 2000
(Tagungsband im Erscheinen)

Legales Info-Abzocken im Netz: e-Commerce, Datamining und der Anderkontext

35

Vortrag auf der Vierten Tagung „Wirtschaftsethische Fragen der E-Economy“
des Alcatel SEL Stiftungskollegs Stuttgart, 15.-17. November 2001

Impressum

Stiftungs-Reihe

Redaktion
Dr. Dieter Klumpp
Petra Bonnet M.A.
Renate Förstner
Sabine Aichele

Druck der Broschüre
Alcatel SEL AG

Alle Rechte vorbehalten
Alcatel SEL Stiftung
© 2002

Postadresse
Alcatel SEL Stiftung
Postfach 40 07 49
70407 Stuttgart
Telefon (0711) 821-45002
Telefax (0711) 821-42253
E-mail sel.stiftung@alcatel.de

ISSN 0932-156x

Autor

Dr. Dieter Klumpp

- Geschäftsführer Alcatel SEL Stiftung für Kommunikationsforschung
- Sprecher Fachbereich I (Informationsgesellschaft) der Informationstechnischen Gesellschaft (ITG) im VDE
- Mitglied Begleitausschuss Moderner Datenschutz im Deutschen Bundestag, Berlin
- Mitglied Arbeitskreis Gesellschaft und Technik (AKGuT) des VDE/VDI, Stuttgart
- Wissenschaftlicher Beirat von Poiesis & Praxis. International Journal of Technology Assessment and Ethics of Science, Bad Neuenahr-Ahrweiler
- Mitglied des Präsidialarbeitskreises Ethik der Gesellschaft für Informatik, Bonn
- Special Adviser des Executive Committee CEPIS (Council of European Professional Informatics Societies)
- Mitglied Forum Soziale Technikgestaltung, Stuttgart/Mössingen

Vorwort

Eine wahrhaft abendländische Diskussion hat sich entlang des Moore'schen Gesetzes (Verdopplung der Rechengeschwindigkeit von Computerchips alle 18 Monate) in zwei Jahrzehnten entwickelt. Trotz großen Einsatzes der FAZ und der einschlägigen Wissenschaft ist noch keine Einigung mit Propheten wie Jay Kurzweil und Apologeten wie Bill Joy darüber zustande gekommen, ob die Computer am Ende des 21. Jahrhunderts den Menschen vollkommen beherrschen und eine neue Schöpfungsspezies darstellen werden oder nicht. Man wird wohl noch bis dahin warten müssen.

Nicht diese ganz großen Menschheitsfragen, sondern kleine und nahe liegende Probleme mit dem Computerumgang und dem Computerwissen stehen im Mittelpunkt des hier abgedruckten Vortragszyklus auf der Führungstagung 2000 der Landespolizeidirektion Stuttgart I, "Unternehmensethik in Zeiten der Globalisierung", der Bibliothekarstagung „Creative Thinking“ der Landeszentrale für Politische Bildung Baden-Württemberg in Bad Urach im Oktober 2000 und der Vortrag auf der Tagung „Wirtschaftsethische Fragen der E-Economy“ des Alcatel SEL Stiftungskollegs Stuttgart, im November 2001

Es geht um die heute schon anstehenden und zum Teil schon seit 50 Jahren schwebenden Fragen der Ethik in der Informationsgesellschaft. Der Blickwinkel kommt aus der ganz praktischen Beschäftigung mit dem Internet selbst, etwa mit der Auswertung von typischen, alltäglichen „Fundstellenanzeigen“ von Suchmaschinen. Die Einübung in neue Verhaltensmuster hält mit dem Tempo der „Internetjahre“ nicht mit, vollends schwierig ist das normative Kodifizieren geworden, weil dafür niemand mehr zuständig ist. Verhal-

tensweisen und Kompetenzen gehören in den Kontext der Infrastrukturen, und zwar der kulturellen und kognitiven, die schon immer die technischen und organisatorischen Infrastrukturen auf die Probe stellen.

Neben einer ausgeprägten Distanz zu schriftlich verewigten Ethik-Codices, die aus dem intensiven alltags- und computerweltlichen Umgang mit den Widersprüchen dazu resultiert, finden sich aber dennoch auch Propositionen zur Technikgestaltung, die vor allem an die (nicht-gouvernementalen) Verbände und Organisationen in einer entstehenden Informationsgesellschaft gerichtet sind. Ethik in der Informationsgesellschaft ist - Christoph Hubig folgend - nur als ein Inkorporiertes in eine Institutionen-Ethik praktikabel handhabbar.

Mit begründeter Skepsis wird auch der fetischhafte Wissensbegriff in der Diskussion um eine Informationsgesellschaft oder „Wissens“-Gesellschaft behandelt. Zugespitzt ausgedrückt, ist die Frage nicht, ob das „Wissen der Welt“ nun im Netz oder in Druckschriften liegt, sondern ob es angesichts des phänomenalen Siegeszugs des vagen Wissens in der modernen Welt noch eine rationale Begründung für das „Wage zu wissen“ der Aufklärung geben kann. Keine Pisa-Studie wird sich mit der Frage beschäftigen, welchen Stellenwert das Wissen überhaupt noch hat, wenn man über das elitär-utilitaristische Wissenssystem hinausschaut. Vor Jahrzehnten noch wurde der Oberschüler-Spruch „ich weiß, wo ich das wahrscheinlich nachlesen kann“, durchaus als Surrogat für mangelhaftes eigenes Wissen akzeptiert. Heute reicht schon die Aussage „ich kenne einen, der das wahrscheinlich weiß“ und morgen könnte schon das gerechte „keiner weiß das wahrschein-

lich“ die wunderbare Welt des Wissens petrifizieren.

Gegen endzeitliche Aufwallungen helfen tagesaktuelle Aufgaben, die gerade im Zusammenhang mit den neuen Techniken der Information und Kommunikation viel seltener formuliert werden, als man dies angesichts der umfänglichen Diskussionslage auf den ersten Blick vermuten würde. So gibt es - anders als etwa bei der Verkehrsinfrastruktur - noch nicht einmal eine organisierte Verbraucherstimme, auch wenn die Verbraucherschutzministerin bei drohender SMS-Gebührenerhöhung schon mal einen Zehnzeilen-Protest an die Presse gibt. In ihrer Verzweiflung über komplizierte und intransparente Gerätebedienungen reagieren viele Benutzer von heute auf ähnliche Weise wie der antike Mensch auf das „Schicksal“: Zorn, Opfer, Glauben, Aberglauben und der immer festere Glaube, dass hier höhere und überwiegend finstere Mächte im Spiel sind.

Längst schon sind inquisitorische Zwänge in die blinkende Computerwelt eingezogen (oder einfach wiederbelebt worden), wenn etwa von „radikalen Internet-Verweigerern“ die Rede ist oder wenn die tatsächlichen Probleme einer vernetzten Informationsgesellschaft zur gregorianisch-eintönigen Litanei am Schluss einer jeglichen Betrachtung werden, sozusagen als „Ethik-Schwanz“ Gebetsformeln wie „nicht tun, was technisch möglich ist“ gelie-

ren. Wenn es denn aber schon keine rationale Begründung für das rationale Wissen an sich gibt, muss man wohl auch irrationale Begründungen suchen dürfen, die den Wert des Wissens als solchem erhalten.

Mensch und Informationsgesellschaft - neue ethische Fragen?

Schloss Weikersheim 22. Mai 2000

Einleitung: Ethikkonvergenz?

In einer Zeit der weggerutschten Werte darf es nicht verwundern, wenn auch Begriffe *als Begreifbares ihren Wert verloren* haben: Die Wörter Moral, Anstand und Sitte, Kinderstube, Nächstenliebe, Etikette, Solidarität und Ethik könnten deswegen ohne größere Verständigungsprobleme wie andere Allerweltsworte völlig beliebig verwendet werden. Und das Erstaunliche ist: Sie *werden* beliebig verwendet. Nicht, dass die Begriffe nichtssagend geworden wären, ganz im Gegenteil. Sie sind für jeden Menschen viekagend, weil sie allesamt ein hohes Konnotationspotential haben, also viele Nebenbedeutungen und noch mehr Assoziationen. Einer dieser Begriffe fällt jedem abendländischen Menschen in Alltagssituationen ein: Der Vordrängler an der Supermarktkasse – dieser relativ harmlose Zeitgenosse soll hier das Exempel geben - verstößt unstrittig gegen herrschende Moral, Anstand und Sitte, Kinderstube, Nächstenliebe, Etikette, Solidarität und zieht böse Blicke, wüste Beschimpfungen oder sogar Tritte gegen die Wade durch die Hintengebliebenen auf sich. Und alle Hintengebliebenen sind sich spontan einig, dass ein supermarkthethisches Gebot „Du sollst nicht vordrängeln“ auf ein Messingschild über die Kasse gehört. Mindestens. Einzelne fordern entrüstet vom Filialleiter Sanktionen gegen solche Vordrängler, etwa ein von der Kassiererin verhängter zehnpromzentiger Preisaufschlag. Oder die Aufstellung eines uniformierten Ordnungsdienstes, Hausverbot mit Foto bei Wiederholungstätern. Einer schlägt sogar vor, Vor-

drängler durch die Polizei vorläufig festnehmen zu lassen, möglichst in Handschellen. Kurz: Auch die Hintengebliebenen verstoßen in unterschiedlichen Eskalationsstufen gegen Moral, Anstand und Sitte, Kinderstube, Nächstenliebe, Etikette, Solidarität, ganz nebenbei auch gegen geltende Gesetze und Gebote. Und – wie der Filialleiter des Supermarkts, ein ABM-umgeschulter Philosophiestudent, feststellt – auch gegen ein ethisches Grundpostulat. Denn der Vordrängler war ein alter Mensch, der unstrittig eine statistisch niedrigere Lebenserwartung als die jüngeren Hintengebliebenen aufzuweisen hatte und von daher eine überaus gute – gleichermaßen ethische wie logische - Begründung für seine Eile vorzubringen imstande gewesen wäre, wenn er es nur nicht so eilig gehabt hätte. Schließen wir daher das Exempel mit dem praktischen Hinweis, dass man als zur Seite Gedrängelter dem Drängler nur zurufen muss „Entschuldigung, ich wusste nicht, dass Sie eine so kurze Lebenserwartung haben, bitte nach Ihnen“. Man hat dann die Lacher und Kopfnicker bei den Hintengebliebenen auf seiner Seite, niemand schimpft oder ruft gar nach der Polizei. Und man riskiert nicht einmal einen Faustschlag, wenn der Vordrängler ein junger Zweimeter-Skinhead mit Springerstiefeln ist, weil der den Zuruf im elaborierten Code gar nicht versteht.

Mit dieser flugs-ethisch begründeten Handlung ist man als Hintengebliebener voll im Mainstream von Moral, Anstand und Sitte, Kinderstube, Nächstenliebe, Etikette, Solidarität. Zugegeben, man muss an Kassen etwas länger warten, aber man wird ja selbst auch älter und kann sich wahrscheinlich mit Kants

kategorischem Imperativ unter dem Arm – „handle so, dass dein eigenes Handeln als Grundlage einer allgemein gültigen Gesetzgebung dienen könnte“ - dann später selbst vordrängen. Man könnte auch dem Utilitaristen James Mill folgen und sagen, dass in einer alternden Gesellschaft der Vorrang eines Seniores zum größten Glück der größten Zahl beiträgt. Oder man folgt – wie ich - dem von den Philosophen als „Essayisten“ verstoßenen Peter Sloterdijk und übt sich schon mal im „serenen Blick aus dem Fenster“.

Wir sehen, dass die Begriffe Moral, Anstand und Sitte, Kinderstube, Nächstenliebe, Etikette, Solidarität mehrfach in einem Atemzug gedacht und genannt werden können, und dies ruft geradezu nach einem Sammelbegriff. So, wie der moderne Großstadtmensch für „Niederschlag im Winter“ eigentlich nur noch die Worte „Schnee“ und „Eisregen“ braucht, während der Skifahrer die genauere Unterscheidung in Pulverschnee, Pappschnee und vereister Schnee für nützlich hält, und nur noch die Meteorologen, Sprachforscher und Poeten Begriffe wie Harsch, Matsch, Firn, Weiß, Eisblume und Raureif verwenden, braucht der Mensch der Moderne nur noch einen Sammelbegriff für Moral, Anstand und Sitte, Kinderstube, Nächstenliebe, Etikette, Solidarität und Ethik: Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter könnten das neue Wort „MASKNESE“ bilden und dies wäre als Abkürzung wenigstens erwünscht. Das Kürzel wird sich aber wohl nicht durchsetzen, obwohl doch sonst so viel konvergiert in unserer Zeit. Wahrscheinlich werden wir der Kürze halber immer mehr von „Ethik“ sprechen und alles zusammen meinen.

Der Technikphilosoph Christoph Hubig, schreibt in seinem Leitfadentext Technik- und Wissenschaftsethik¹, dass „eine Durchsicht der ethischen Ansätze in der Geschichte er-

kennen lässt, dass in wesentlichen Punkten die Ethiken konvergieren, so dass auf dieser Basis eine Konkretisierung für die Fragen einer

„Vielfach wird an eine Informationsgesellschaft als eine künftige bessere Gesellschaft geglaubt, in der manche verdorrte Pflanze der Industriegesellschaft eben neue informationsgesellschaftliche Blüten zu treiben vermag.“

Technik-, Sozial- und Wissenschaftsethik vollzogen werden kann“.

Ethik ist eben heute umgangssprachlich zum Sammelbegriff für sozial verträgliches Verhalten geworden, und dieses „verträgliche“ Verhalten gilt nicht nur für Individuen, sondern auch für Institutionen bis hin zu Staaten, ja für ganze Gesellschaften. Für den Menschen, der sich „ethisch“ verhält, bietet sich ein Begriff wie „Gutmensch“ an. Dieser ist wohl aber inzwischen wohl eher das Synonym für „politische Korrektheit“, von der wir noch nicht wissen, ob sie ethisch begründbar ist. Dies vor allem deswegen, weil die Definition von Ethik nicht wie die Mode wechselt, sondern viele Jahrhunderte lange Wurzeln hat. Die griechischen Philosophen, die zur Definition ethisch begründeten Verhaltens Grundlegendes beigetragen haben, lebten in einer Gesellschaft, in der weder Sklaverei noch Todesstrafe einen ethischen Stolperstein bedeuteten.

Sokrates, der als „Verderber der Jugend“ zur - damals politisch korrekten - Selbstexekution gezwungen wurde, ist der beste Beleg für die These, dass es wahrscheinlich in der Praxis keine Gesellschaften gibt, die man als „ethisch“ oder „unethisch“ etikettieren könnte. Das gilt für gestrige, heutige und logischerweise auch für künftige Gesellschaften, auch für die künftige Informationsgesellschaft.

¹ Hubig, Christoph Technik- und Wissenschaftsethik, ein Leitfadentext, Baden-Baden 1991

Der Mensch am Vorabend der Informationsgesellschaft

Weil wir nicht so genau wissen, was eigentlich eine Informationsgesellschaft ist, können wir auch deren Beginn nicht festlegen. Wir helfen uns mit dem vagen Begriff des „Vorabends“, der nun schon deutlich über 25 Jahre andauert. Für gelernte Philosophen ist dieser Vorabend als Platzhalter deswegen so schön, weil bekanntlich die Eule der Minerva in der Abenddämmerung ihren Flug beginnt. Praktiker sehen das anders. Lothar Späth hat einmal gesagt, dass seine jungen innovativen Mitarbeiter in Jena wohl schon in der Informationsgesellschaft seien, weil sie

„Ob eine Gesellschaft, die Technikentwicklungen erlaubt, ohne über deren Wirkungen Überlegungen anzustellen, auch als „ethikneutral“ bezeichnet werden kann, ist eher fraglich.“

erst kurz vor Mittag am Arbeitsplatz erscheinen und er Betriebsversammlungen nicht vor abends um 21 Uhr ansetzen kann. Ich benutze den Begriff Informationsgesellschaft als einen Sammelbegriff für eine Gesellschaft, die eben an die Stelle der seit 1850 vorherrschenden Industriegesellschaft tritt, und ich halte mich mit akademischen Unterscheidungen wie „post-industrielle Gesellschaft“ oder „Wissensgesellschaft“ nicht lange auf. Wichtig ist in unserem heutigen Zusammenhang nur, dass wir in einer Übergangsphase stehen, dass die Informationsgesellschaft noch als Weg vor uns liegt.

Während es also plausibler Weise eine überprüfbare Praxis der existierenden Industriegesellschaften gibt, kann eine künftige Informationsgesellschaft nur anhand von Absichtserklärungen abgeklopft werden. Es ist

wenig verwunderlich, dass sich nirgends Absichtserklärungen finden, man wolle diese Gesellschaft als eine Gesellschaft haben, in der *Moral*, Anstand, Sitte, *Kinderstube*, *Nächstenliebe*, *Etikette*, *Solidarität* und *Ethik* *keinen* Platz finden. Im Gegenteil wird an eine Informationsgesellschaft als eine künftige bessere Gesellschaft geglaubt, in der manche verdorrte Pflanze der Industriegesellschaft eben neue informationsgesellschaftliche Blüten zu treiben vermag. Alles andere zu glauben wäre ein abgrundtiefer Pessimismus. Der Mensch hat *immer* nur gute Vorsätze, nie schlechte – mit der Ausnahme der Panzerknackerbande bei Dagobert Duck und ähnlichen tatsächlichen Organisationen der heutigen Welt, etwa den „Schurkenstaaten“ oder sonstigen Suizid-Gruppen.

Nun wäre es aber verfehlt, den endgültigen Übergang in eine Informationsgesellschaft erst einmal abzuwarten, um diese Gesellschaft auf ihre Verträglichkeit hin empirisch überprüfen zu können. Die Fragen an diese Gesellschaft können bereits heute – auch und gerade vor dem Hintergrund vorsatzloser Entwicklungen – gestellt werden. Und es wird sich zeigen, dass wir neben alten (nicht immer guten) Bekannten in den Ethikmustern auch auf neuartige Fragen stoßen. Noch einmal ein wenig echte Philosophie: eine vorsatzlose Entwicklung, also zum Beispiel eine Technikentwicklung, die ohne große Überlegungen über ihre Auswirkungen vorangetrieben wird, ist sozusagen ethikneutral, es gibt keine böse und keine schlechte Technik. Bevor Sie nun erleichtert aufatmen: Ob eine Gesellschaft, die eine in hohem Maße Technikentwicklungen erlaubt, ohne über deren Wirkungen Überlegungen anzustellen, auch als „ethikneutral“ bezeichnet werden kann, ist eher fraglich.

Fragen der Informationsgesellschaft vor Gericht

Weil bei der Entwicklung von Gesellschaften eher weniger voraus gedacht wird, landen wichtige Fragen über kurz oder lang vor Gericht. Ich nehme der Aktualität halber ein Beispiel, das zunächst wenig mit den ganz tief schürfenden ethischen Fragen zu tun haben scheint. Die Internetadressen, die sogenannten Domain Names, unterliegen nicht wie die Namen von Menschen der Willkür eines Standesbeamten (der zum Beispiel, wie Ephraim Kishon bedauert hat, den Vornamen „Doktor“ nicht zulässt, obwohl das dem Kind viel Ärger und den Eltern viele Kosten ersparen würde), nein, die Domainnamen darf jeder sich aussuchen, wie er will. Vorausgesetzt, ein anderer hat ihn nicht schon belegt. Im Unterschied zu Babies wird die Website aber nicht nach ihrem Entstehen getauft, sondern entsteht durch das Benennen selbst. Das hat natürlich viele Zeitgenossen auf die Idee gebracht, sogenannte „beschreibende Domainnamen“ zu reservieren. Es ist ja keine schlechte Idee, wenn man zum Beispiel als Erdnussproduzent den Namen „Erdnüsse.de“ reserviert, weil mehr Menschen den Begriff „Erdnüsse“ suchen als zum Beispiel „Ueltjes“ oder „Haribo“.

Konkret in Streit gekommen sind zwei Hamburger Firmen über den Domainnamen „mitwohnzentrale.de“, der in der ersten Instanz vom Hanseatischen Oberlandesgericht Hamburg zugunsten der Freihaltung entschieden wurde. Nun hat der 1. Zivilsenat des Bundesgerichtshofes mit Beschluss vom 4. Mai die Revision in Sachen "mitwohn-zentrale.de" zugelassen. Das „e-zine“ (elektronische Magazin) Telepolis schreibt: „Vom obersten ordentlichen Gericht der Republik wird nun ein klärender Urteilspruch erwartet. Dass der Senat die Revision annehmen würde, war schon wegen des besonderen öffentlichen In-

teresses an einer solchen Klärung zu erwarten gewesen. Bis zum höchstrichterlichen Urteil wird man sich indessen noch gedulden müssen. Einen Termin für die mündliche Verhandlung werde es wohl frühestens im kommenden Jahr geben, hieß es aus Karlsruhe: ‚Unsere Mühlen arbeiten langsam‘ – aber wohl gründlich“.

Um Ihnen eine kleine Pause von der Philosophie und der Juristerei gönnen zu können, habe ich am Wochenende Stichworte des heutigen Tages² unter den entsprechenden Adressen, den sogenannten URL's (Unique Request Location) im Internet nachgesehen und die Ergebnisse aufgelistet:

- Unter wirtschaftsethik.de findet man eine Werbeseite von „abitare al mare – Wohnen am Meer“, der Vermittlung von privaten Ferienwohnungen in Sardinien;
- unter moral.de stößt man im Web auf die Erstpräsentation der OK-onlinekaufen.de GmbH;
- unter sitte.de findet sich das Angebot der Firma Dipl.-Ing. Sitte Elektrotechnik;
- man findet unter anstand.de immerhin etwas Passendes, nämlich die Werbung der Tanzschule im Deutschen Theater mit dem Namen „Etikette 2000“;
- hingegen existiert die URL „etikette.de“ noch nicht.
- Der Besitzer von naechstenliebe.de ist passender Weise ein URL-Händler, und er schreibt ganz offen: Nutzen Sie diese Domain für sich selbst, denn naechstenliebe.de ist einfach eine gute Adresse. Heben Sie Ihr Angebot klar aus der Masse des Internets heraus! Für den anspruchsvollen Benutzer bietet „naechstenliebe.de“ weitere 600 „einmalige Adressen“;
- Kinderstube.de ist wenigstens richtig positioniert und zeigt auf eine Kindertagesbetreuungstätte in Rosenheim.

² 15. Mai 2000

- Der Domainname solidaritaet.de führt zu einem Herrn Michael M., der sich für Holzmann- und Mannesmann-Arbeitsplätze einsetzt. Er schreibt: „Zu diesem Zweck habe ich verschiedene Internetadressen gekauft und auf diese Seiten gelegt. Sie erreichen diese Seiten unter den mit einer hohen Merkfähigkeit ausgestatteten Adressen solidarisch.de, solidaritaet.de, weiter-so.de und zusammen.de“. Ganz wohl scheint ihm dabei nicht zu sein, denn die Website sagt auch: „Allerdings würde ich mir wünschen, wenn diese Adressen nicht von mir gepflegt würden, sondern von einer starken Organisation mit mehr Mitteln“.
- Der Name „polizeipraesident.de“ schaltet einfach weiter auf eine ganz andere Adresse, nämlich auf „kommunalverwaltung24“, auf der sich neben vielen Hinweisen auf Behörden einige ganz brauchbare Beamtenwitze finden.
- Völlige Fehlanzeige im Netz ist schließlich die Adresse „gutes-benehmen.de“, aus dem Internet schallt es zurück: „the requested URL could not be retrieved“.

Wer nun aber meint, es könne ja im Notfall mit „polizei.de“ nichts passieren, der wird dort belehrt: „Für Notrufe ist die E-Mail-Adresse nicht geeignet. In Notfällen erreichen Sie die Polizei jederzeit über die Notruftelefonnummer 110“. Die liebe Polizei gibt aber einen Hinweis für Internetnutzer: „ACHTUNG! Suchen Sie nicht aktiv nach Kinderpornos! Auch die Besitzverschaffung von kinderpornographischen Schriften ist strafbar! Wie Sie sich verhalten sollten, falls Sie auf Kinderpornos im Netz stoßen bzw. allgemeine Hinweise zu Straftaten im Internet fin-

den Sie hier: (<http://www.lka.nrw.de/faq/faq.-htm>). Wer sich direkt an die im Netz vertretenen Polizeidienststellen wenden möchte, sollte sich an die seinem Wohnort nächstgelegene Dienststelle wenden! Einige Landeskriminalämter nehmen Hinweise auf Straftaten im Internet entgegen, Bayern, NRW und das LKA Baden-Württemberg (www.polizeibw.de/mitteilung.htm)“.

Die Internettis sollten nicht weiter im Netz nach der Polizei des Netzes suchen: Unter „Cyber-Polizei“ sieht man eine „soeben freigeschaltete Homepage, es sind noch keine In-

„Viele Spinner, Sektierer und Spekulierer besetzen gute Adressen und sind nur mit Gerichtsbeschlüssen oder Geldzahlungen bereit, diese wieder herauszurücken.“

halte hinterlegt worden. Wer dahinter steckt, weiß man nicht, die Seite muss aber eines Tages spannend werden, denn man stößt auf sie auch unter der URL „geheim-polizei.de“. Unter „computerpolizei.de“ erscheint immerhin „Forbidden! You don't have permission to access on this server“, das ist ein Indiz, dass sich die real existierende Polizei einen solchen Server wenigstens intern leistet. Dafür gibt es „PC-Polizei.de“ noch nicht. Weil ich so gut in Schwung war, habe ich schon mal die URL „gestapo.de“ gesucht und fand dort zu meinem nicht gelinden Erstaunen den Mailserver von beulen.com Internet Services, dem ich aber begreiflicher Weise keine Mail schicken wollte.

Man kann aus diesen aktuellen Beispielen viel lernen. Erstens muss man wohl auch als Träger eines positiven Menschenbildes sagen dürfen, dass die weltweite Internetgemeinde zu einer Selbstorganisation offen kundig nicht fähig ist. Viele Spinner, Sektierer und Spekulierer besetzen gute Adressen und sind nur mit Gerichtsbeschlüssen oder Geldzahlungen bereit, diese wieder herauszurücken.

Zweitens gilt bei der Vergabe von Internetadressen nicht nur die Geschwindigkeit, sondern auch das Gewicht der Organisation. Als vor zwei Jahren der Südwestrundfunk gegründet wurde und man www.swr.de eingab, erschien dort die Homepage des seit 1990 bestehenden sehr seriösen „Sächsisch-Westfälischen Redaktionsbüros“ (swr.de) in Leipzig. Die Rechtsabteilung des SWR – etwa zehnmal so groß wie das ganze Journalistenbüro – musste nur 1,10 DM Briefporto aufwenden, um diesen jungen Leipziger Journalisten *unmissverständlich* klar zu machen, wer diese URL künftig weiter verwenden darf. Das Journalistenbüro ist jetzt ein westfälisch-sächsisches, nur in der URL „swrleipzig@aol.com“ erkennt der Experte, dass eine Main Domain (mit „.de“) wohl nicht mehr mit dem Beginn „swr“ möglich ist.

Drittens stellt man immer wieder fest, dass bestimmte Adressen einfach auf eine völlig andere Adresse umgeleitet werden. In einigen Fällen geht das – wie Kulturstaatsminister Michael Naumann festgestellt hat – so weit, dass man zum Beispiel den Online-Buchhändler amazon.com anklickt und mit dessen Konkurrenten Barnes&Nobles verbunden wird, weil eben der Internet-Provider, über den man sich einwählt, die erste Adresse als „Buchkaufwunsch“ interpretiert und diesen ganz zufällig an den eigenen Partner weiter leitet. Stellen Sie sich vor, dass Sie über einen Internetbetreiber die Internetadresse von DaimlerChrysler eingeben und statt Mercedes plötzlich BMW bekommen oder umgekehrt,

www.polizeibrandenburg.de: Kritiker müssen umstrittene Domain abgeben Eine Website unter der Adresse polizeibrandenburg.de stift "Zuordnungsverwirrung", urteilte am Mittwoch das Landgericht Potsdam.

Potsdam/Berlin, 21.01.2002 - Das Potsdamer Innenministerium hatte die "Volksinitiative zur Stärkung der Grund- und Bürgerrechte gegenüber der Polizei" wegen einer "fast gleich lautende Internetadresse, nur unterschieden durch den Wegfall des Punktes", verklagt. Die Website www.polizeibrandenburg.de war von den Betreibern eingerichtet worden, um dort ihre Kritik an der Polizeiarbeit im Land Brandenburg zu veröffentlichen. Das Potsdamer Innenministerium sah darin eine Verwechslungsgefahr. Die Behörde verweist auf ihrer Internetseite auf die Subdomain www.polizei.brandenburg.de, die als offizielle Adresse der Landespolizei im Internet gilt. Diese Namensähnlichkeit wollten die Beamten von Innenminister Jörg Schönbohm nicht dulden. Zwar erwiderten die Polizeikritiker, dass sie auf ihrer Internetseite auf die gleichnamige Webseite der Polizei ausdrücklich hinweisen, aber das ließ die Richterin nicht als Entschuldigung gelten. Vielmehr konstatierte sie "erhebliche Verwechslungsgefahr" die durch eine absichtliche "Zuordnungsverwirrung" entstehe.

Zum Politikum wird die Gerichtssposse durch die Inhalte der Internetseite. Die Betreiber haben dort kritische Informationen über fragwürdige Polizeieinsätze zusammengetragen, darunter ein Einsatz bei dem Spiel von Hertha BSC gegen Babelsberg 03, oder über Misshandlungen von Vietnamesen im Land Brandenburg durch die Polizei in der ersten Hälfte der neunziger Jahre. Letztere fand auch Erwähnung in den Jahresberichten von Amnesty International. Das so genannte Domaingrabbing, also die Nutzung bekannter Marken- oder Prominentennamen durch Dritte, war bislang nur ein Fall für das Markenrecht gewesen, wenn etwa Unternehmen Privatpersonen verklagen mussten, um die Verwendung ihres Markennamens zu verhindern. Nun ist es auch zu einem Politikum geworden, zumal das Bundesinnenministerium mit ähnlichen Problemen zu kämpfen hat, die allerdings von ganz anderer Seite kommen: Der in Kanada lebende Neonazi Gary Lauck sicherte sich die Domain www.verfassungsschutz.de. Die Beklagten sind nun dazu verurteilt worden, die Verwendung des Domainnamens zu unterlassen. Andernfalls droht ihnen eine Ordnungsstrafe von 250.000 Euro oder sechs Monate Ordnungshaft. Sie müssen zudem 65 Prozent der Prozesskosten tragen.

(Bastian Bechtle, SPIEGEL ONLINE 2002, <http://www.spiegel.de/netzwelt/politik/0,1518,177446,00.html>)

wer kann da an eine gute gedeihliche Entwicklung des E-Commerce glauben? Auch hier eine Randbemerkung: Wenn jemand in die große Suchmaschine altavista.com den Namen „Hans Mustermann“ eintippt, fragt auf einem eingeblendeten Bildschirmfenster die Firma amazon.com: „Wollen Sie ein Buch über Hans Mustermann lesen?“. Wer kann da schon widerstehen? *Ich* habe widerstanden, weil es von mir tatsächlich Bücher gibt, die ich aber schon alle gelesen habe. Aber amazon.com fragte mich, ob ich an „Rezensionen der Bücher von Dieter Klumpp“ interessiert bin, und da machte mein rechter Zeigefinger unwillkürlich den Mausclick. Die Autoreneitelkeit bekam dann einen argen Dämpfer, weil amazon.com mich aufforderte, zu einem Buch von mir die Rezension zu schreiben.

Viertens sehen wir mit wachsendem Schrecken, dass die Klickerei über kurz oder lang zum Bundesgerichtshof führt. Und das waren alles nur Beispiele rund um die relativ harmlose Namensgebung von Internetseiten. Und es sind wirklich nicht nur Spinner, die dieses Medium so chaotisch machen, das Medium selbst ist chaotisch entwickelt worden. Selbst die seriöse Metasuchmaschine Metager an der Uni Hannover fördert diesen Unsinn, indem sie grundsätzlich bei jedem Stichwort fragt: Ist die Adresse Hans-Mustermann.de frei? Sichern Sie sich die Adresse Hans-Mustermann.de! Und in diesem Zusammenhang nenne ich noch einmal unsere Eingangsbegriffe Moral, Anstand und Sitte, Kinderstube, Nächstenliebe, Etikette, Solidarität und Ethik, um deutlich zu machen, dass die Institution Internet aus sich heraus kein Ethos entwickeln kann, sie ist eigentlich ein Fall für die „Institutionen-Ethik“.

Von der Netiquette zur Charta

Es hat deswegen an Versuchen nicht gefehlt, an die Vernunft der Internetbenutzer und – wohl noch aussichtsloser – an deren Sozialfähigkeit – mit dem gut liberalen wie biblischen Spruch „was Du nicht willst, dass man Dir tu, das füg auch keinem andern zu – Appelle zu richten. Schon seit 1990 gibt es das Kunstwort „Netiquette“ aus „net“ und „etiquette“. Klickt man zunächst einmal „netiquette.org“ an, um dort die Organisation für das gute Benehmen im Netz zu finden, dann bekommt man die Homepage von Asian-gURLs.com, der „Website für alle Frauen mit asiatischem Erbe“, wo immerhin gleich gesagt wird „This is not a porn site!“. Irgendwann stoßen Sie nach „netikette.de“ (noch in Bearbeitung) über Netiquette.de auf die einschlägige US-amerikanische Seite. 1998 haben Arlene Rinaldi und die Florida Atlantic University für die „Zehn Gebote der Computereethik“ das Copyright eingetragen:

1. Du sollst nicht Deinen Computer benutzen, um anderen Schaden zuzufügen.
2. Du sollst nicht anderer Leute Arbeit am Computer behindern.
3. Du sollst nicht in anderer Leute Files stöbern.
4. Du sollst nicht den Computer zum Stehlen benutzen.
5. Du sollst nicht den Computer benutzen, um falsches Zeugnis abzulegen.
6. Du sollst nicht Software benutzen oder kopieren, für die Du nicht gezahlt hast.
7. Du sollst nicht anderer Leute Ressourcen ohne deren Erlaubnis verwenden.
8. Du sollst nicht anderer Leute geistig Werk als Deines ausgeben.
9. Du sollst über die sozialen Konsequenzen Deiner Programme nachdenken.
10. Du sollst den Computer so benutzen, dass Du Verantwortung und Respekt zeigst.

Diese zehn Gebote sind meines Erachtens ein lateinisches Zitat von Juvenal wert: *difficile est satiram non scribere*, es ist hier schwierig, keine Satire zu schreiben. Denn diese zehn ethischen Gebote scheinen von den meisten Benutzern als Gebrauchsanweisung missverstanden zu werden, genau das Gegenteil zu tun. Damit nicht alles Meckern auf die Internet-Kiddies herunter geht: Die vorbildliche Staatsmacht tut ihrerseits das Gleiche. So sah sich der Dachverband der Europäischen Informatiker (CEPIS) veranlasst, eine Charta für Bürgerrechte zu veröffentlichen, in der neben den Zugangsrechten für Bürger eben auch deren Schutz gefordert wird: „Bürger sollten in der Informationsgesellschaft ohne die Furcht handeln können, dass Informationen über ihr legitimes Verhalten und Interesse später einmal gegen sie verwendet werden kann. Zum Beispiel sollten sie sich Informationen (über Konsumartikel genau so wie über politische Positionen) verschaffen können, ohne eine Profilsammlung ihrer Präferenzen befürchten zu müssen“. Reden wir nicht drum herum: Ich habe heute für diesen Vortrag mal aus Neugier „Gestapo.de“ angeklickt, das war wohl harmlos. Was aber wäre gewesen, wenn ich – und das just an einem Tag, wo Stuttgart voller Gerüchte über einen inoffiziellen Besuch von Jörg Haider bei seinen Neonazi-Spezis in Cannstatt war – einfach ein paar Dutzend weitere solcher Naziadressen gesucht hätte? Ich an Stelle der Polizei würde mir einen solchen Netzreisenden doch etwas genauer ansehen, bevor der irgend etwas Schlimmeres macht als auf Naziseiten herumzusurfen. Zumal dieses Ansehen mit einer kleinen Filtersoftware ganz ohne Mühe vonstatten gehen und jahrelang problemlos gespeichert werden kann.

Wir haben es mit dem heutigen Internet mit einem neuen Medium zu tun, das alte Fragen neu und schmerzhaft aufwirft. Es ist – gerade im heutigen Zuhörerkreis der Polizei-

führungskräfte - bekannt, dass die biblischen Zehn Gebote nicht immer und von allen eingehalten werden. Aber ebenso sicher ist, dass nicht alle Menschen ständig gegen die Zehn Gebote verstoßen. Gegen die Computerethikgebote, die weder deren Würde noch deren Alter haben, verstößt die Mehrheit der Computernutzer dauernd. Das sechste Ethikgebot „Du sollst nicht Software benutzen oder kopieren, für die Du nicht gezahlt hast“ ist wahrscheinlich eines, das noch nie und von niemandem eingehalten wurde. Kurz und verletzend ausgedrückt, heißt das eben, dass ein Tastendruck an einem PC niemals eine Hemmschwelle darstellte. So ist es unvorstellbar, wie viele Male an einem Tag auf die Frage „sind Sie mit diesen Nutzungsbedin-

„Wir haben es mit dem heutigen Internet mit einem neuen Medium zu tun, das alte Fragen neu und schmerzhaft aufwirft.“

gungen des Software-Programms einverstanden?“ ein reflexartiger Mausklick auf das „ok“ erfolgt. Wir sollten uns nicht selbst anlügen: Die Schwarzkopie der Software ist eben für die meisten Leute ein Kavaliersdelikt, also kein Delikt, für das man die eigene Kinderstube oder gar die übergeordnete Ethik bemühen würde. Aus diesen computergestützten Reflexen erwächst etwas Neuartiges in Richtung Minimalisierung des Aufwands – was im Guten und Bösen die ethische Reflexion rechtfertigt, wie ich meine.

Sprung zur Aufwands-Minimalisierung

Eine Tendenz ist schon seit Jahrzehnten absehbar. Durch Medien – ob durch eine Funkfernsteuerung, einen Computer oder eine simulierte Realität – werden menschliche Handlungen generell einfacher. Dies gilt im Guten wie im Bösen, es gilt natürlich nicht für die Office-Pakete selbst. So kommen für einen guten Zweck während einer Fernsehshow mithilfe des Telefons mit vielen Zehnmark-, Fünfzigmark- und Hundertmarkbeträgen schnell Millionen zusammen. Wann haben Sie zuletzt beobachtet, dass jemand in eine Sammelbüchse derselben „Aktion Mensch“ einen Geldschein – womöglich sogar einen mit teurer Farbe – steckt? Eben. In die Sammelbüchse tun wir Münzen, die Hemmschwelle für einen Schein ist zu groß. Andererseits: Wenn das berühmte Milgram-Experiment in den USA, bei dem die meisten Versuchspersonen einem im Nebenraum befindlichen „Schüler“ bei falschen Antworten selbst lebensgefährliche Stromstöße verpassten, statt dieser Sanktion aus der Ferne unmittelbar körperliche Schmerzen hätten zufügen müssen, etwa mit einem Knüppel oder mit einem Messer, dann hätten sich wohl die Allermeisten geweigert. Diese Tendenz ist also nicht neu, wir wissen, dass die größten Massenmörder der Geschichte – von Eichmann bis Pol Pot – nur mit Unterschriften oder gar nur einem Kopfnicken gemordet haben. Die philosophische Erklärung dieser Tendenz – auch hier folge ich Christoph Hubig - liegt in der Feststellung, dass Wirklichkeit, Realität und Virtualität ein sich sprunghaft vergrößerndes Dreieck darstellen. Vor vierzig Jahren war der gewagteste Lausbubenstreich ein auf die Straßenbahnschienen gelegter Kieselstein – mein Gott, was haben wir gezittert, wenn das knirschte und die Schienen zerkratzte. Heute klickt der Lausbub mit viel weniger Herzklopfen einen ILOVEYOU-

Virus rund um die Welt, holt sich eine Cola und setzt sich seelenruhig wieder vor einen Videofilm. Gegen dieses geradezu spielerische Tun gemahnt der Kieselsteinstreich an einen terroristischen Akt – wir riskierten damals ein paar Backpfeifen oder schlimmstenfalls das Meerrohr, ein Computerkid von heute riskiert nicht nur langjährigen Freiheitsentzug, sondern auch noch privatrechtlich begründete Verschuldung seiner Kinder und Kindeskinde. Auf die daraus entstehenden neuen ethischen Fragen habe ich noch nicht einmal den Ansatz einer Antwort gehört, nicht einmal im Selbstgespräch.

*„Meine Erfahrung aus 15 Jahren
Datensicherheitsdiskussion sagt mir,
dass Verantwortliche erst beim Groß-
delikt aufwachen, nicht beim Großar-
gument.“*

Vor wenigen Tagen schrieb der amerikanische EDV-Pionier Joseph Weizenbaum, „Computer und Internet haben die Menschheit nicht voran gebracht, die Gesellschaft macht sich von Systemen abhängig, die sie kaum noch beherrschen könne“. Weizenbaum, der wegen des ungeahnten Erfolges seines primitiven Computer-Psychoanalyseprogramms ELIZA den Dienst am MIT quittierte, warnte davor, dass die Technik außer Kontrolle geraten könnte: "Wir können Systeme ziemlich schnell herstellen, die wir dann nicht mehr beherrschen und auch nicht mehr verstehen können. Wir sind die Zauberlehrlinge"³. Ich bin da optimistischer als er: Wenn es denn nur gelänge, bei allen Verantwortlichen rechtzeitig ein Problembewusstsein herzustellen, dann wäre auch eine sozial verträgliche Technikgestaltung möglich. Aber meine Erfahrung

³ zit. nach Heise.de/Telepolis

aus 15 Jahren Teilnahme an der Datensicherheitsdiskussion sagt mir, dass Verantwortliche erst beim Großdelikt aufwachen, nicht beim Großargument.

Nun soll aber nicht der Eindruck aufkommen, dass es sich bei der Gestaltung der für unsere zukünftige Gesellschaft unverzichtbaren Computernetze nur um eine Auseinandersetzung zwischen den bösen Hackern und den guten Polizisten handelt. Denn selbst ohne Interventionen von irgendwelchen Ordnungskräften sind die Internetnutzer nicht imstande, sich selbst zu regulieren.

Ein sehr trauriges Beispiel ist seit heute im Newsticker von Heise.de nachzulesen:

„Alle deutschen Chat-Server im IRCNet (Internet Relay Chat, eine Art offener Kanal für Diskussionen über Gott und die Welt) lassen keine Verbindungen mehr über Flatrate-Anbieter wie beispielsweise Surf-1 zu. Betroffen sind alle Internet-Provider, die, sozusagen als Zwischenhändler, über die Domain t-ipconnect.de das Telekom-Netz für den Internet-Zugang ihrer Kunden benutzen. Als Gründe für diese Maßnahmen geben die Administratoren massenhaften Missbrauch des IRCNet an. Jochen Kaiser, Administrator der Universität Erlangen, sagte gegenüber c't, dass eine solche so genannte K-line (Kill Line) die im Augenblick einzig mögliche Methode sei, gegen den permanenten Missbrauch durch User der Flatrate-Anbindungen vorzugehen. Besonders ständige Denial-of-Service-Attacken, um IRC-Channel zu übernehmen, haben wohl zu der Maßnahme geführt. Auch die US-amerikanischen Server irc.stealth.net und irc.webbernet.net sowie der finnische Server irc.funet.fi haben K-lines auf die Reseller-Domain der Telekom gelegt. Bereits im April dieses Jahres wollten die Betreiber von Servern im deutschen IRCNet mit einem Streik auf die drohende Schließung des Chat-Netzes wegen zunehmender Sabotage durch

1970 wurde in den USA eine Kommission ins Leben gerufen, die sich der Studie des Einflusses von Computern auf die Privatsphäre widmete. Das Ergebnis war eine Liste von Rechten für das Computerzeitalter, der sogenannte „Code of Fair Information Practices“. Dieser basiert auf den folgenden Prinzipien:

- Systeme, die persönliche Daten speichern, dürfen nicht geheim gehalten werden.
- Es muss für jede Person Mittel und Wege geben, herauszufinden, welche Informationen über sie gespeichert sind und wie diese benutzt werden.
- Es muss ferner möglich sein zu verhindern, dass Informationen, die für einen spezifischen Zweck aufgezeichnet wurden, ohne Zustimmung für andere Zwecke benutzt werden.
- daneben wird Personen das Recht zugesprochen, persönlich-identifizierende Daten korrigieren oder ergänzen zu lassen.

Diese Prinzipien haben zur Folge, dass jede Organisation, die persönliche Daten anlegt, unterhält, benutzt oder verteilt, die Zuverlässigkeit für den beabsichtigten Zweck sicherstellen und Maßnahmen gegen einen möglichen Missbrauch treffen muss. Obwohl es sich um einen amerikanischen Bericht handelt, hatte er den größten Einfluss nicht in den USA sondern in Europa, wo inzwischen praktisch jedes Land Gesetze erlassen hat, die auf diesen Prinzipien basieren. In den USA wurde die Idee eines institutionalisierten Datenschutzes nur zögerlich aufgenommen.

Petra Schubert, in Gisler, M./Spahni, D.: eGovernment - Eine Standortbestimmung, Bern 2000.

einzelne Benutzergruppen aufmerksam machen“.

Wenn man jetzt noch weiß, dass die sogenannte Flatrate, also in diesem Fall das zeitlich unbegrenzte Surfen zum Festpreis (bis hin zum Nulltarif) einer der Hauptwünsche der spontihaften Internetgemeinde war und ist, wenn man außerdem weiß, dass diese Netzvandalen nicht etwa den normalen Internetbenutzer, sondern die phantasievolle junge Internetgemeinde selbst treffen, dann gehen einem die philosophisch fundierten Argumente aus und man kann zur Erklärung nur noch die forensische Psychiatrie heranziehen. Noch einmal Weizenbaum: "Bei einem Volk, das nicht politisch gebildet und erzogen ist, helfen die Computer auch nicht weiter". Wie können wir es eigentlich „ethisch“ verantworten, wenn angesichts dieser Tatsache einer Notwendigkeit für mehr politische Bildung, für mehr Umgangskompetenz mit Computer und Internet die Budgets der Bildungseinrichtungen zusammengestrichen werden? Im Fall der Landeszentrale für Politische Bildung Baden-Württemberg geht es dabei – nota bene - um eine Größenordnung, die in diesem Jahr 2000 in Bund und Land bei den „außergewöhnlichen Milliardeneinnahmen“ weit rechts neben dem Komma steht.

Halten wir fest: Es ist einerseits leichter, eine Netzattacke zu machen, als eine Telefonzelle zu demolieren, einen S-Bahn-Sitz aufzuschlitzen oder eine Hakenkralle in eine Oberleitung zu werfen, aber es ist andererseits schwieriger, den Täter zu verfolgen. Gerade der demokratisch verfasste Staat (wenn er nicht gerade eine Supermacht mit weltweitem Interventionsanspruch ist) tut sich schwer, ausgewogene Maßnahmen zu finden. Denn fast immer gibt es Kollisionen mit dem Grundrecht zur freien Meinungsäußerung und mit der informationellen Selbstbestimmung der Menschen. Weil an diesen Freiheitsrechten nicht gerüttelt werden sollte, der Staat –

und vor allem der Staatsschützer - aber systemimmanent immer wieder zu amorphen Datensammlungen neigt, ist ein Kompromiss kaum denkbar. Theoretisch – aber das ist blanke Theorie – könnte nur ein vertrauenswürdiger Dritter geschaffen werden, der mit dieser Schizophrenie fertig wird. Ich weiß, dass es staatliche Hoheitsträger schmerzt, wenn sie nicht a priori als vertrauenswürdige Dritte angesehen werden, aber es ist halt so. Auf der anderen Seite hat der Wettbewerb in der Computerwelt nur wenige Organisationen hervor gebracht, die eine solche Aufgabe erfüllen.

„Bei einem Volk, das nicht politisch gebildet und erzogen ist, helfen die Computer auch nicht weiter“.

Joseph Weizenbaum

Im Fall des IRC-Chat-Servers haben die Administratoren gestern beschlossen, wenigstens den restringierten Zugang wieder zuzulassen, und haben unter anderem die Bedingung gestellt, dass der Chatter seinen „Nickname“, also seinen „Netzkünstlernamen“ nicht mehr ändert. Der SPIEGEL schreibt in seiner heutigen Ausgabe zu Recht, dass sich die Internetgeneration mit den altergebrachten Mustern nicht mehr bevormunden lässt, dass sie mit einem integrierten Einerseits-Andererseits zu leben bereit ist, wenn es nur Spaß macht.

In der Konsequenz wird es also darauf hinauslaufen, dass sich gesellschaftlich mehrere Handlungsstränge entwickeln, die man allesamt mit der Überschrift „Qualität und Professionalisierung“ versehen könnte:

- Der wirtschaftliche Wettbewerb führt zu Netztechniken, die über das Stadium des Bastelns deutlich hinaus gehen. Schon steigt die Nachfrage nach Netzen und Ser-

vern, die nicht billig in Garagen gebaut werden können.

- Die Verpflichtung des Staates zur Strafverfolgung, aber auch zur Prävention von Straftaten führt zu einer Netzpolizei, die hinsichtlich Kompetenz und technischer Ausstattung nicht in ein aussichtsloses Rennen geschickt werden darf.
- Das Entstehen einer Internetwirtschaft (und vor allem einer Internet-gestützten Verwaltung) ist ohne Sicherungssoftware wie zum Beispiel der Digitalen Signatur undenkbar. Hier muss der Gesetzgeber über kurz oder lang *von der Erlaubnis zur Vorschrift* kommen.
- Die notwendigen Organisationen für eine „Network Society“ können nicht mehr die altbekannten Muster von hoheitlichen Behörden sein. Es werden wohl auch keine zentralen Organisationen wie Stiftung Warentest, TÜV oder DEKRA sein können, sondern eher heterogene (professionell/ehrenamtliche) Netzwerke von sauber lizenzierten innovativen Dienstleistern.

Diese Handlungsstränge haben einen gemeinsamen Nachteil: Sie kosten Geld. Das stört die Internetgemeinde, deren erste Konnotation von Freiheit eben die Kostenfreiheit ist. Das stört aber auch die Wirtschaft, die mit steigenden Kosten eine verlangsamte Durchdringung des Mediums „Internet“ befürchtet. Der Staat hat schlichtweg ein Inkassoproblem: Den Polizeischutz für ein Fußballstadion kann man wenigstens noch an den Verein schicken (ob der bezahlt, ist eine andere Frage), aber wem schickt man die Rechnung für den Polizeischutz für das globale Netz? Pikanter Weise ist nämlich die URL „rechnung.de“ immer noch zu haben.

Unsere Nachbarn in Frankreich gehen das Problem mit großer Entschlossenheit an. Für die taz (vom 4.5.2000) gilt es in Paris als ausgemachte Sache, dass das Internet kontrolliert

gehört: „Der sozialistische Abgeordnete Patrick Bloche fasste diese Sorge, die quer durch das rechte und linke politische Establishment geht, in ein Gesetz, das bereits in zweiter Lesung die Nationalversammlung passiert hat. Für alles, was über eine „simple mél“ hinausgeht, müssen künftig der Name und die Adresse des Verantwortlichen bekannt gemacht werden. Zwar darf ein Text weiterhin anonym im Netz stehen, doch muss der Internetprovider, der ihn beherbergt, die Daten des Verantwortlichen kennen. Neben der Einführung dieses in Europa einmaligen Kontrollgesetzes bastelt gegenwärtig die rot-rosa-grüne Regierung an einer obersten Aufsichtsbehörde, die künftig die Internet-Inhalte überwachen soll. Nach dem Vorbild des Aufsichtsrates für die audiovisuellen Medien (CSA) und nach jenem des technischen Rates, der das höchst erfolgreiche "Minitel" (Btx-Texte) überwacht, soll diese neue Kommission nicht nur das Internet screenen, sondern auch Websites mit gesetzeswidrigem Inhalt verhindern“.

Heise Online kommentiert dies mit den Worten: Während der Verband der französischen Internetprovider AFA das Gesetzesvorhaben begrüßt, reagiert die rasant wachsende französische Surfer-Gemeinde entsetzt. Das ist ein "Staat à la 1984" kommentiert das libertäre "Reseau Voltaire" und versucht, den Maulkorb für das Internet mit einer französischen Rechtstradition zu erklären, in der die "administrative Diktatur" und das "republikanische Prinzip" immer wieder in Konflikt geraten. Bei dem Internet-Gesetz hätte danach die "administrative Diktatur" das Sagen.

Diese Diskussionen stehen uns auch noch bevor, sie werden derzeit durch die bestehende Interneteuphorie nur etwas hinausgeschoben. Es ist unausweichlich: Für die und in der Informationsgesellschaft müssen allein schon wegen der Existenz des heutigen Internet unsere gesellschaftspolitischen Organisationen auf höchst innovative Weise reformiert wer-

den. Dabei muss es sich nicht nur um die „neuen“ Formen wie die „virtuelle Organisationen“ handeln, eine wichtige Rolle könnte eine Wiederbelebung des Vereinsgedankens sowie die Stärkung des Stiftungsrechts spielen.

Während sich Ethik in der Internetwelt derzeit vor allem als eine gesellschaftspolitische Diskussion um neue Organisationsformen widerspiegelt, in der Bewährtes und das Neue koexistieren müssen, sprengt die rasche technologische Entwicklung insbesondere der immer leistungsfähigeren Mikrorechner selbst die im Zuge der erwähnten „Aufwandsminimierung“ schon stark abgesenkten Schwellenwerte im Spannungsverhältnis von Mensch und Maschine.

Menschenethik durch Maschinenethik?

Während wir uns bei den Siegen der Schachcomputer in den letzten 20 Jahren damit hinwegtrösten, dass es sich beim Schach letztlich doch eben nur um ein sehr formalisiertes Spiel handelt, klammern wir uns an die Hoffnung, dass bei den bekanntlich viel komplizierteren Problemen des übrigen Lebens der menschliche Geist immer letzte Instanz bleiben wird. Auch wer nur selten den Computer benutzt, weiß, dass dieser dumm ist. Und wer den Computer häufig benützt, der weiß dies nicht nur, er kann es auch beweisen. Zum Beispiel kann kein Computer, nicht einmal mit künstlichen Händen, einem Baby einen Strumpf anziehen.

Im Schlagschatten dieser festen Überzeugungen wird unbemerkt eine neue Generation von Computerprogrammen entwickelt und eingesetzt, die den Menschen vor neue Fragen stellen könnten. Es sind nicht etwa „künstlich intelligente“ Maschinen, sondern Maschinen, die sich in ihrer Beschränkung lediglich als Assistenten für den Menschen anbieten. Ro-

boter, das haben wir in den letzten 40 Jahren gelernt, sind Automaten, die für die Substitution einfacher menschlicher Tätigkeiten – etwa für das Überkopfschweißen – sorgen werden, und dieser Gedanke stört niemanden nachhaltig. Unser Roboterbild ist von der Maschinenbaufabrik geprägt und von Science-Fiction-Filmen inspiriert: Grosse stampfende Apparate, die den Intelligenzquotienten von Dinosauriern haben. Und bis uns die Gentechniker den Androiden mit menschlicher Intelligenzleistung bescheren, haben wir wohl noch etwas Zeit.

Dies ist ein Irrtum, denn die Roboter sind als „embedded systems“ längst schon unter uns, und man findet sie nicht etwa zuerst bei den einfachen Hausfrauentätigkeiten – der automatische Staubsauger aus Japan ist noch ein Spielzeug. Computer übernehmen vielmehr bereits komplexe Tätigkeiten von hochqualifizierten Menschen. Beispiele dafür finden sich in der Medizin, wo Roboter dem Chirurgen nach dem präziseren Schneiden inzwischen auch das Sehen und das Tasten abgenommen haben, aber auch in der Meteorologie, wo sie aus der Berechnung komplizierter Wetterentwicklungen praktisch den Moderationstext von Jörg Kachelmann vorschreiben. In der Simulationstechnik für die verschiedensten Einsatzgebiete, hat zum Beispiel im Automobilbau das Simulationsergebnis einen höheren Stellenwert für das spätere Produkt als der Geschmack der Designers, das Wissen der Entwickler oder auch der eiserne Wille des Vorstandschefs. Hier trösten wir uns damit, dass der Mensch ja immer „in der Verantwortung bleibt“.

Als Beispiel für die neuen Fragen will ich den Ihnen und mir sehr nahen Verkehrsbereich nehmen. Auf einem Mobilitätskongress⁴ habe ich fragen dürfen: „Die Automatisierungstechnik ist bereit, dem Menschen die

⁴ vgl. Fachtagung des BMBF und des BMVBW „Mobilitätsforschung für das 21. Jahrhundert, Mai 2000 Göttingen

Steuerung und die Entscheidung aus der Hand zu nehmen, allein die Disposition seines Mobilitätswunsches bleibt ihm noch länger erhalten. Wollen wir das? Und wenn nicht, warum wird dies dennoch geschehen?“

Hier die Antwort: Es wird deswegen geschehen, weil in praktisch allen alltagsweltlichen Ethiken auch der Dynamisierungsfaktor steckt: Das Bessere ist der Feind des Guten. Wenn ein Autopilot ein Flugzeug besser startet, fliegt und landet als ein Pilot, pfeifen wir auf das ethisch begründete Postulat der „Verantwortlichkeit des Menschen“, wir verlagern sozusagen die Ethiksstelle vom Piloten auf das Computerprogramm, das ja schließlich von Menschen gemacht wird, und schon stimmt unser Weltbild wieder. Die Philosophie macht es sich und uns nicht so einfach, sondern schaut darauf, ob das ethische Fundament in der Handlung nicht etwa brüchig ist. „Nach dem Prinzip der Verallgemeinerung“, schreibt Annemarie Piper in ihrer Einführung in die Ethik, „gilt eine Handlung dann als unmoralisch, wenn ihre generelle Ausführung unzumutbare Konsequenzen nach sich zöge“. Im Fall von Piloten, Zugführern oder Autofahrern entgleitet uns sukzessive die menschliche Verantwortlichkeit. Denn es ist keine Spekulation, wenn man annimmt, dass sich ein Fahrer (oder dann der Betreiber des fahrerlosen Zuges) künftig auf seinen Computer so verlassen wird wie wir alle heute auf unseren Taschenrechner. Frage: Wer kann heute noch „von Hand“ Quadratwurzeln ziehen?

Die Gefahr besteht darin, dass wir einer Maschine, wie sie ein Computer oder ein Roboter nun einmal ist, nur eine allzu simple ethische Subsumtionsregel einprogrammieren können, die bei ethischen Konflikten den jeweils höheren Begründungszusammenhang heranzieht. Wem das zu philosophisch oder gar utopisch erscheint: In unserem heutigen Zugverkehr steckt unter anderem die ethisch

begründete Regel, dass das Leben und die Unversehrtheit der Zugfahrer Priorität hat. Für den Fall, dass eben doch ein Auto (womöglich samt Insassen) auf den Schienen steht, hat das geringere Priorität: Die Lok fährt nach gültiger Verordnung vorne am Zug – und sie wiegt 80 Tonnen, das erspart viel Kopfzerbrechen.

„In welchen Konfliktsituationen wollen wir der „maschinellen“ – besser gesagt: der programmierten und automatisierten - und nicht der „menschlichen“ Ethik den Vorzug geben?“

Es kommt noch schlimmer: Wenn es uns denn gelänge, Maschinen so zu programmieren, dass sie bei Konflikten voll gerecht entscheiden, dann sagen die Philosophen „fiat justitia, pereat mundus“ und meinen damit einen Menschen, für den die „Goldene Regel“ des „Behandle deine Mitmenschen so, wie du von ihnen behandelt werden willst“ eben leider nicht gilt, und das ist der Fanatiker, der eben sagt, dass „Gerechtigkeit sein muss, auch wenn die Welt daran zugrunde geht“. Wir bekämen, in anderen Worten, eine recht eigenständige Maschinenethik, die als offensichtliche Summe der menschlichen Ethik *unerträglich* wäre.

Mit der offenen Frage, ob wir mit der zunehmenden Automatisierung nicht zwangsläufig einen maschinellen Fanatiker erzeugen (oder eine fanatische Maschine), will ich Sie jetzt aber nicht entlassen, denn dieser Schluss wäre für meinen Geschmack zu düster. Wir haben nämlich allen Grund zur Hoffnung, auch für diese neuen Fragen auf dem Weg in die Informationsgesellschaft Antworten zu finden. Es ist uns Menschen immer wieder gelungen, Korrektive in allzu perfekte Systeme

me einzubauen. Gegen die Monopolisierung gefunden, gegen Innovationsträgheit den Wettbewerb, gegen den Royal Flush den niedrigsten Flush. So wird es uns auch gelingen, gegen jeden bedrohlichen Perfektionismus mit eingebauter Pseudo-Sicherheit anzugehen, den die Automatisierung bereit hält. Mein Trost bei diesen Überlegungen ist immer wieder das Odysseus-Prinzip, wo es dem *klugen* Odysseus mit einem sehr listenreichen Arrangement gelang, das Angenehme mit dem Notwendigen zu verbinden, nämlich die schönen Stimmen der Sirenen zu hören und dennoch zu überleben. Aber es darf nie übersehen werden, dass sein Prinzip das schwierigste von dreien ist: Der kühne Ajax wäre mühelos in den Tod gesegelt und dem feigen Agamemnon wäre beim Daheimsitzen etwas Schönes entgangen.

Es wird unsere Aufgabe sein, genauestens festzulegen, wo wir der „maschinellen“ – bes-

der Wirtschaft haben wir das Kartellverbot ser gesagt: der programmierten und automatisierten - und nicht der „menschlichen“ Ethik bei Konfliktfällen den Vorzug geben wollen, damit der technische Fortschritt beherrschbar bleibt. Dies wird zusätzlicher Arbeit bedürfen und wir müssen die Kosten dafür aufbringen, wobei das Wegdelegieren an isolierte Denkerstuben nicht das beste Mittel ist.

Wenn wir uns darüber einig sind, dass Probleme vom Zeitpunkt ihres Erkennens an mit Hochdruck von der gesamten Gesellschaft bearbeitet werden müssen, dass das Unterten-Teppich-Kehren“ neuartiger Probleme aus irgendwelchen taktischen Gründen oder aus Faulheit heraus ein gravierender Ethik-Verstoß wäre, dann freue ich mich auf die weiterführende Diskussion über *Moral*, *Anstand* und *Sitte*, *Kinderstube*, *Nächstenliebe*, *Etikette*, *Solidarität* und *Ethik* in der heraufziehenden Informationsgesellschaft.

neu@alt? Bildung zwischen Netz und Buch

Bad Urach, 4. Oktober 2000

Dieser Vortrag vor den deutschen Bibliothekaren in Bad Urach unter dem Titel „Lernen, Wissensmanagement und politische Bildung“ erscheint in der vorliegenden überarbeiteten und ergänzten Form als Aufsatz in: Klumpp, Dieter: neu@alt? Bildung zwischen Netz und Buch. In: Baacke, Eugen/Frech, Siegfried/Ruprecht, Gisela (Hrsg.): Virtuelle (Lern-)Welten. Herausforderungen für die politische Bildung. Schwalbach/Ts. 2002, S. 103-123 (Im Erscheinen)

Das Neue findet sich in allen denkbaren Zukunftsszenarien als ein Etwas, das zum Alten hinzukommt, das sich seinen Platz in alten Strukturen erst suchen und in der gesellschaftlichen Domain Level Hierarchie erkämpfen muss. Aber neu@alt kann auch heißen, dass vieles, was neu erscheint, bei genauem Hinsehen ein alter Hut ist. Drittens kann sich hinter neu@alt auch die Einsicht verbergen, dass wir mit dem modischen Zeichen @, das uns endlich aus der Gefangenschaft von 26 Buchstaben befreit, an der Grenze zwischen Alt und Neu stehen. Dieser Beitrag versucht eine kritische Hinterfragung des recht oberflächlichen Streits um Alt versus Neu, um Buchwissen versus Netzwissen, um klassische versus nichtklassische Bildung. Zu vermuten steht, dass die Resultierende dieser Oberflächenspannungen nicht apriorisch nach oben zeigt.

Altes und neues Wissen

Es wäre ein Glücksfall für die Diskussion um die Informationsgesellschaft, wenn wir zwei Lager hätten, die sich um Begriffe wie „Buchwissen“ und „Netzwissen“ sammelten

und einen heftigen und fantasievollen Wettbewerb darüber entfachten, welches Wissen denn besser sei. Aber offenkundig gibt es diesen Streit nicht, weshalb die Entwicklung zur Informationsgesellschaft – oder gleich weiter zur Wissensgesellschaft – eine verschwommene Ziellinie am Horizont bleibt. Alle sind sich einig, dass letztlich das Wissen als solches wichtig ist. Und natürlich der Zugang zum Wissen. Nicht zu vergessen: Die Wissenspflege, das lebenslange Lernen, das uns Informationsgesellschaftern den majoritären

Behauptungen nach endlich von den Menschen des Industriezeitalters, des Mittelalters, der Antike und der Steinzeit unterscheidet, die ja offenbar nicht lebenslang gelernt haben. Und was soll man denn über das Internet eigentlich mehr wissen müssen, als dass es „uns allen den Zugriff zum gesamten Wissen dieser Welt“ bringt. „Alles Wissen der Welt“ klingt doch sogar besser als „alles Glück der Erde“.

Zunächst ist „Wissen“ also einer jener Begriffe, die ohne nähere Erläuterung etwas Gutes aussagen. Wissen ist einfach gut, mehr Wissen ist besser und alles Wissen könnte in einer Fernsehshow sogar 10 Millionen bringen. Man denke an die Fernsehshow „Die Chance deines Lebens“, wo der Moderator „Cicéro“ betont und unter Beifall des Publikums einen Kandidaten hinaus mobbt, der „vor Caracas eindeutig eine andere Stadt, nämlich Venezuela“ gesagt hat. Auch die Schule – nun wirklich bei genauem Hinsehen nicht ein Vergnügen, sondern eine (notfalls mit polizeilichem Zwang durchgesetzte) Pflicht – soll den Kindern angeblich deswegen Spaß machen, weil sie dort sogar „Orientierungswissen“ vermittelt bekommen. Nur bei Pädagogen mit Burn-Out-Syndrom löst

der Schülerwitz „man hat uns in der Schule Stoff versprochen, wir haben aber nur Wissen bekommen“ die frustrierte Bemerkung aus, es sei wahrscheinlich umgekehrt gewesen. Kein Witz, sondern eine Begebenheit im Haus auf der Alb der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg ist die folgende Anekdote. Eine Lehrerin erläutert ihrer Schulklasse, dass „die Küche uns für den Ausflug Kanapees mitgibt“ und einer der weiter entfernt sitzenden Schüler schreckt hoch: „Voll krass, Alder, morgen geben die uns Cannabis, weißt du?“.⁵ Beide, der Moderator mit der „Stadt“ Venezuela (die es vielleicht tatsächlich irgendwo wirklich gibt, was er aber im Kontext einfach nicht wissen konnte) und der Halbwüchsige mit seiner Hanfleidenschaft sind treffende Beispiele für mangelnde Kontextsensibilität und gemahnen damit an maschinelle Übersetzer, bei denen einem modernen Mythos⁶ zufolge aus „der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach“ immer wieder die Übersetzung „the whiskey was good, but the steak was lousy“ wird. Schon aus Anekdoten wird deutlich: Wissen und Kontext hängen mehr zusammen, als es den Pädagogen und den Übersetzern klar ist.

Ja, gewiss gibt es andererseits auch ein Wissen, das nicht so positiv gesehen wird. Da ist der Typ des „Mitwissers“, der auch ohne nähere Erläuterung des Zusammenhangs, *wovon* er eigentlich etwas weiß, für uns bereits als halber Krimineller vorab verurteilt ist. Dann ist da auch noch der aus den Mafia-Filmen bekannte Satz „er wusste zu viel“ und – seien wir ehrlich – wir haben doch als Filmfreunde eine gewisse klammheimliche Freu-

de, dass dieser offensichtlich zu viel Wissende - das hat er nun davon! - mit Betonklötzen am Bein Richtung Meeresboden versinkt.

Um den Spaß an den Konnotationen des Wissensbegriffs aber nicht noch weiter zu treiben: Ich halte es für nicht ausgeschlossen, dass „zu viel Wissen“ in vielen Lebenslagen alltagsweltlich tatsächlich ein Betonklotz sein kann, nicht nur bei der Mafia. Es kommt eben nur auf den jeweiligen Kontext an. Nun brauchen wir wirklich nicht gleich die Kontextgesellschaft auszurufen (das kommt später), aber wir sehen zunächst, dass es immer von neuem notwendig ist, den Begriff des Wissens in seinen so unterschiedlichen Schattierungen zu betrachten.

Wer weiß schon, wie viel Blumen blühen?

In einer der vielen Veranstaltungen zur Informationsgesellschaft habe ich im Herbst 2000 zum wiederholten Male von einem Diskussionsredner gehört, dass uns das Internet endlich die Möglichkeit gibt, „tausend Blumen blühen und tausend Gedanken miteinander wetteifern“ zu lassen, wie das „schon Mao gefordert hat“. Weil ich am Podium darauf nichts Rechtes zu sagen wusste, obsiegte in mir der deutsche Oberlehrer (selbst ich als geübter Lehrerhasser bin davon nicht frei) und ich gab zurück: Das ist typisch für euch Internetties, ihr müsst immer übertreiben, denn bei Mao waren es nur *hundert* Blumen und nicht *tausend*. Kopfschütteln und Gegrummel im Saal, und einige Zurufe: „nein, tausend!“. Darauf fragte ich, ob denn zufällig ein Maoist im Saal sei, der diese Diskrepanz auflösen könne. Es outete sich keiner im Saal, obwohl da einige Politiker über 50 saßen. Meine Frage war ja in diesem Kontext auch falsch ge-

5) dies ist in diesem Slang die Frageform, nicht die Bekräftigung; vgl. Freidank, Michael, Grund- und Aufbauwortschatz Kanakisch, Eichborn Verlag 2001

6) einen modernen Mythos erkennt man laut „Vogelspinne in der Yuccapalme“ daran, dass jeder, der so etwas erzählt, es nicht selbst erlebt hat, sondern „von einem guten Freund/Kollegen etc. aus erster Hand erfahren hat; vgl. Brednich, Rolf W.: Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute. 409.-418. Tsd., München 1999.

stellt: Ich hätte fragen müssen, ob ein „Ex-Maoist“ anwesend sei⁷.

Wieder Zuhause, schaltete ich gleich meinen PC ein und stieg während der Zeit des Hochbootens schon mal mithilfe des Schreibtischstuhls ins oberste Bücherregalfach und holte Wolfgang Leonhards Buch „Die Dreispaltung des Marxismus“ von 1970 herunter, dessen ursprünglich roter Schutzumschlag sehr ins Hellorange verblasst ist. Während ich mit der PC-Maus die wirklich wichtigen Fragen unserer Zeit klickend bestätigte, nämlich „wollen Sie die Wiederherstellung von normal.dot?“ oder „soll jetzt die Virenprüfung durchgeführt werden?“ und auch „wollen Sie verbinden oder abbrechen?“, stieß ich schon im Inhaltsverzeichnis Kapitel 5 auf „die hundert Blumen“ und atmete erst einmal rechthaberisch tief auf.

Zwischenzeitlich war ich nach drei Passwörtern auch im Internet (genauer gesagt, im WWW, aber diesen Unterschied kennt eh keiner). Mein Favorit dort ist die Suchmaschine metager.de vom Rechenzentrum der Uni Hannover, weil es sich um eine der Meta-suchmaschinen handelt, mit der die vielen anderen Suchmaschinen durchsucht werden und zudem die einzige, die mir anständiger Weise sagt „die Überprüfung der Existenz der URL kann eine Weile dauern, bitte holen Sie sich doch eine Tasse Kaffee oder zwei“.

Die erste Suche galt den drei Wörtern „tausend, Blumen, Mao“, denn ich wollte ja nicht bestätigt haben, was ich per Buchwissen bereits in der Hand hielt, dass nämlich Mao nur hundert Blumen blühen ließ. Ich wollte ja nur Recht haben und möglichst alle aufspüren, die in ihrer Halbbildung von „tausend Blumen“ reden. Und meine rechthaberische Hoffnung wurde nicht enttäuscht.

7) Der einzige Maoist (sogar schwäbisch ein „Maoischd), den ich kannte, war ein Kommilitone, der zwischenzeitlich dem Vernehmen nach aber fest im Deutschen Philologenverband verankert ist, der nun kontextuell wirklich nichts mehr mit bunten Blumen zu tun hat.

So schreiben die Grünen Berlins: „Die eigentlich maoistische Order, "Lasst tausend Blumen blühen", ging ironischerweise in der Frauenbewegung auf. So viele verschiedene Frauen-Initiativen haben sich gebildet“. In der zweiten Fundstelle zitieren junge Wissenschaftler von der FU Berlin einen Satz des Politologen Manfred Schmidt (1986, S. 199): "In einer jungen Disziplin wie derjenigen der vergleichenden Policy-Forschung ist dem Fortschritt der Wissenschaft vermutlich am besten gedient, wenn man tausend Blumen blühen lässt und somit viel Platz für Experimente und Innovation schafft."

Noch ein Politikwissenschaftler: „Der Stuttgarter Kirchentag hat einen wichtigen Beitrag zur Sammlung und zur Neuordnung der gesellschaftlichen und politischen Kräfte auf dem Wege zu diesem Ziel geleistet und sich dabei – bewusst oder unbewusst? – einer zuverlässigen Methode der Feststellung des Kräftepotentials bedient: Sie lautet: "Lasst tausend Blumen blühen" – nicht aus Respekt vor den Eigenarten und Besonderheiten, sondern im Interesse der Feststellung, wie und wo und in welcher Stärke die eigene Saat aufgegangen ist, wo sie nicht aufgegangen ist, wo eventuell neu gesät werden muss und wo sich Unkraut befindet, das vernichtet werden muss“. Wo aus Maos Blumen Unkraut wird, das vernichtet werden muss, schreibt sich, so mein nächster Gedanke, ein Vorstandsmitglied der konservativen Evangelischen Notgemeinschaft in Deutschland und Schriftleiter des Monatsblattes "Erneuerung und Abwehr" offensichtlich die Aggressionen aus drei Jahrzehnten von der Seele.

Nach diesem Unkrautvergleich klingt „Ausgewähltes aus der Temporären Autonomen Zone“ bei cubic.org schon positiver: „Die zänkischen Ideologen des Anarchismus & Libertätianismus (gemeint ist wohl Libertarianismus“) verweisen auf ein Utopia, das h-rer jeweiligen tunnel-vision entspricht, von

der Landkommune bis zur L-5 Space City. Wir sagen, lasst tausend Blumen blühen - ohne einen Gärtner allerdings, der das Unkraut jätet & gemäß irgendeines moralisierenden oder eugenischen Hirngespinnstes herumtändelt. Der einzig wirkliche Konflikt ist der zwischen der Autorität des Tyrannen & der Autorität des realisierten Selbst - alles andere ist Illusion, psychologische Projektion, überflüssiger Wortschwall“.

Ein seriöser Fachverlag für Wirtschaft und Wissenschaft schreibt in seinem Online-Forschungsdienst: „Es zeigt sich jedoch, dass immer mehr deutsche Hochschulen sich in ihrer Forschungsstrategie nicht länger darauf beschränken, nur „tausend Blumen blühen“ zu lassen oder dem Matthäus-Prinzip „Wer hat, dem wird gegeben“ zu huldigen. Die oft weniger auf Seriosität bedachte Super-Illu meint in einem DDR-Rückblick: „Alle zehn Jahre gab es »untrügliche Anzeichen«, dass man Hoffnung schöpfen könne, Hoffnung auf Veränderung, auf Lockerung, auf Leichtigkeit. 1971 hatte Honecker den Ulbricht abgelöst und kulturell sollten plötzlich *tausend* Blumen blühen. Und tatsächlich fingen in der Unterhaltungsmusik ein paar Leute an, was zu wagen.“ Also hatte Honecker 1971 die Mao-Kampagne übernommen? Das Referat Kultur der Stadt München fragt, wo denn die „Visionen der 70er Jahre geblieben“ sind und untersucht in einer Talkreihe unter Moderation von Johano Strasser Punkte wie: Raus aus der Leistungsgesellschaft, rein in das einfache Leben. Glückliche Kühe, sauberes Gemüse, stressfreies Arbeiten contra Wohlstandsüberdruß und Sinnkrise. Lasst tausend Blumen blühen in Niederbayern, der Toscana, auf den Canaren⁸.

8) beides wird in der Quelle mit „c“ geschrieben, obwohl es für die „Toscana“ das deutsche Toskana und für die „Islas Canarias“ das deutsche „Kanaren“ gibt. Aber was für einen Stellenwert hat die korrekte Schreibweise, wenn Millionen Deutsche „schon einmal auf Mallorca (Malorka?) und Teneriffa waren, aber noch nie auf den Kanaren“? Und welchen

Zu meiner Überraschung zeigte die Meta-Suchmaschine auch sofort Quellen, bei denen es nicht tausend, sondern nur hundert Blumen sind. Die Bundeszentrale für politische Bildung weiß: Die fünfziger Jahre (der VR China) waren von mehreren politischen und wirtschaftlichen Kampagnen geprägt. Im kulturellen Bereich waren es Säuberungskampagnen, die sich meist an Veröffentlichungen von Büchern oder Artikeln angeschlossen und sich gegen Intellektuelle richteten. Ausgangspunkt einer solchen Kampagne war die "Hundert Blumen Bewegung" 1956/57, in der Mao die Intelligenz durch seinen Slogan: "Lasst hundert Blumen blühen, lasst hundert Gedankenschulen miteinander streiten", zu Kritik anregte.

Guido Westerwelle meint im NDR4-INFO ganz salomonisch, und, wie die Liberalen nun mal sind, ohne sich auf konkrete Zahlen festzulegen: „Lasst *viele* bunte Blumen blühen und die bunten Blumen sind die schönsten, und deswegen sind sie sowieso liberal“. Das Cyberzine MissingLink zitiert einen Web-Werbeexperten: „Wer sich im Web umsieht, wird feststellen, dass viele nonkommerzielle Webseiten keinen anderen Sinn haben, als Besucher anzulocken - kaum Inhalt, jede Menge Links. Solche Seiten kommen für sinnvolle Werbung nicht in Betracht, sind aber auch nicht Surfers Wunschziel! Eine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Werbungstreibenden und Netz-Usern, die es verdient, festgehalten zu werden! Also: Lasst 1000 Blumen blühen. Weg von der Standardisierung! Aber die tausend Blumen haben offensichtlich auch ihre Kehrseite: Um Himmels Willen, welch ein Wahnsinn: nicht nur viele Seiten mit kleinen Gemeinden belegen, sondern auch viele verschiedene Werbemittel - wer soll denn so was leisten können zu Preisen, die der Markt auch hergibt??“.

Stellenwert hat meine Marotte, Quellen unredigiert zu zitieren?

Die politisch Engagierten brauchen nicht über den Markt nachzudenken. So sagt ein Herr Meisner von der SPD Berlin: „Wir müssen als Partei nicht gucken, wie wir möglichst alles gleichförmig bekommen und in bestimmte Strukturen pressen. Unser Motto muss lauten: Lasst tausend bunte Blumen blühen“. In der WELT online vom 25.8.1995 fand Herbert Kremp ein Opfer der Mao-Kampagne, ohne sich auf einen historischen Zeitpunkt festlegen zu wollen: „Der von einem Volksgericht zu 15 Jahren Haft verurteilte Harry Wu wurde Opfer der Mao-Kampagne ‚Lasst tausend Blumen blühen und tausend Meinungen gegeneinander streiten‘ in den fünfziger Jahren. Er wagte sich mit Kritik hervor und wurde wie alle, die das taten, als ‚rechter Feind‘ des Regimes ausgemacht und 19 Jahre lang in Arbeitslager verbannt“.

Der Kontext schlägt immer unerbittlicher zu: Das selektive Wahrnehmen spiegelt sich in einer Abi-Zeitung 1999, die bei Schulens-Netz abgedruckt ist. Aus „Gedanken, Meinungen und Gedankenschulen“ wird in einer (übrigens nett zu lesenden) Satire über den deutschen Lehrer nur noch die „Schule“: „Der Homo docens perfectus ist von der Konkurrenzfähigkeit seiner Schule gegenüber anderen Bildungseinrichtungen vollkommen überzeugt: „Lasst hundert Blumen blühen und hundert *Schulen* streiten – die Meinige wird den Sieg davontragen. (Selbst Mao würde bei dieser Überzeugung gelb vor Neid werden...)“.

Das ZDF findet in Kooperation mit Microsoft wiederum ganz neue Zusammenhänge, die den philosophisch-politischen Gebildeten zum „alles fließt“ von Heraklit und zu Trotzki's Revolutionsvariante führt: „Nach der ‚Befreiung‘ verfolgte Mao mit seiner Auffassung, dass die Welt ständig im Fluss befindlich sei, eine permanente Revolution. In der „Hundert-Blumen-Bewegung“ (1957) ermunterte er Intellektuelle zur Kritik, um sie dann dafür zu

verfolgen“. Im Interview mit dem Sender Freies Berlin (SFB), Unterabteilung SFB 4, Multikulti, über das Thema "Wie vorbereitet ist die Bundesrepublik Deutschland auf die kommende Informationsgesellschaft?" sagt Professor Kittler: „Ich glaube nicht, dass Computer bloße Werkzeuge sind, sondern dass sie schon sozio-kulturell bestimmende Basen unseres modernen Lebens sind. Ich würde mich in dem Punkt anschließen, dass es darauf ankommt, Optionen offen zu halten. Um es mit Mao Tse-tung zu sagen: Lasst hundert Blumen blühen, lasst hundert Betriebssysteme blühen, lasst hundert Prozessor-architekturen blühen - und nicht nur amerikanische“. Ach, wie romantisch! Die blaue Blume der Informationsgesellschaft heißt also Linux (ist das wirklich finnisch oder nicht auch amerikanisch?).

*„Der Kontext schlägt immer
unerbittlicher zu.“*

Endlich - in Metropolis.de – stieß ich auf ein Originalzitat (ohne genaue Quellenangabe), in dem sich „Mao Tse-tung „Über die richtige Behandlung der Widersprüche im Volk“ Gedanken macht: „Die Marxisten sollten keine Kritik, woher sie auch komme, fürchten. Ganz im Gegenteil, sie müssen sich im Feuer der Kritik und im Sturm des Kampfes stählen und entwickeln und ihre Stellungen erweitern. Der Kampf gegen falsche Ideen wirkt wie eine Pockenimpfung, der Mensch entwickelt eine größere Immunität gegen eine Krankheit, nachdem der Impfstoff gewirkt hat. Pflanzen, die in Treibhäusern wachsen, können keine große Lebenskraft besitzen. Die Durchführung der Politik "Lasst hundert Blumen blühen, lasst hundert Schulen miteinander wetteifern" wird die führende Position des Marxismus auf ideologischem Gebiet nicht schwächen, sondern stärken“.

In diesem Originaltext wird für mich aus dem Kontext schon recht deutlich, dass Mao auf hundert verschiedene Weisen eine einzige Wahrheit, nämlich die seine, durchsetzen und nicht etwa hundert verschiedene Wahrheiten zulassen wollte. Alles andere als der Marxismus waren für ihn offensichtlich "falsche Ideen". Aber für das schweizerische „facts.ch“ heißt es unter „1957 Hundert-Blumen-Bewegung: Mao ruft Intellektuelle zu Verbesserungsvorschlägen auf. Lasst hundert Blumen blühen, lasst hundert Gedankenschulen miteinander wetteifern. Als die Kritik überhand nimmt, schickt Mao Hunderttausende in Umerziehungslager.“

Auch der medizinische Thieme-Fachverlag warnt in seinem Auslandsinfopaket für unsere Mediziner noch aktuell vor vorschnellen Urteilen über China: „Ein Beispiel ist Maos "Hundert-Blumen-Kampagne" von 1957: die Bevölkerung wurde aufgefordert, sich kritisch zum System zu äußern. Einige Monate später folgten große Verhaftungswellen.“ Was will dies im Kontext der Medizin denn heißen? Dass der chinesische Patient ein wankelmütiger Geselle ist oder dass man als Arzt in China mit Verhaftung rechnen muss?

In den vielen verschiedenen Fundstellen gibt es aber nicht nur wenig kontextsensiblen (um nicht zu sagen: willkürliche) Auslegungen, was da eigentlich wirklich passiert war, sondern auch Differenzen darüber, wann eigentlich das Entstehungsjahr dieser Mao-Blumen anzusetzen ist. Eine Buchpublikation von Yoshito Otani: „Untergang eines Mythos“, 2. Auflage 1981, erscheint mir sehr seriös, weil der Verfasser immerhin einen japanischen Namen hat – die Japaner sind doch näher dran, denke ich. Er schreibt: „Während der „Hundert-Blumen-Kampagne" im Frühjahr 1957, als die Partei auf die *Dauer von drei Wochen* Massenkritik erlaubte (...).“ Gut, denke ich: Das Missverständnis dauerte wohl nur drei Wochen. Was aber sagt die Bundes-

zentrale für politische Bildung? In einem Artikel über Deng Xiaoping heißt es: „Nach Errichtung der Volksrepublik China rückte Deng 1955 ins Politbüro der KPCh auf (...). In dieser Funktion war Deng führend an der Unterdrückung kritischer Intellektueller während der "Hundert-Blumen"-Bewegung 1957/1958 beteiligt.“ Aha, also dauerte die Kampagne zwei Jahre und war doch von vorne herein eine Unterdrückungskampagne?

Doch, ach, der SPIEGEL mit seinen bekanntlich stets guten Recherchen schreibt: „Gelegentlich beklagte Mao die zunehmende Distanz zum Volk; doch wer es wagte, ihm schlechte Nachrichten zu überbringen oder ihn gar zu kritisieren, zahlte einen bitteren Preis. So ermutigte Mao 1956 die Intellektuellen mit seinem Satz "Lasst hundert Blumen blühen" zur freien Meinungsäußerung - und schlug dann brutal gegen sie zurück: "Unkraut hat einen Vorteil, untergepflügt wird es zum Dünger." Gut zu wissen, dass das Unkrautwort offensichtlich von Mao selbst stammt und nicht von Anti-Maoisten, was mir die oben zitierte Äußerung nicht sympathischer macht. Aber der Satz mit den Blumen fiel laut Spiegel eben schon 1956.

Während der Minipausen am Bildschirm mit der Windows-Sanduhr, die ich normalerweise für den Sekundenschlaf benutze, habe ich endlich im Buch von Leonhard eine Quellenangabe gefunden, die plausibel erscheint. Demnach war es der 12. März 1957, an dem Mao auf der Landeskonzferenz der KP Chinas eine Rede zur Propagandaarbeit hielt. Auf Seite 317ff finde ich dann aber den Hinweis, dass Mao bereits am 27. Februar 1957 „Über die richtige Behandlung der Widersprüche im Volke“ gesprochen hatte und in dieser Rede auch die Passage enthalten war, die ich in Metropolis gefunden und ganz anders interpretiere. Für Leonhard, den Konvertiten, war diese Passage ganz klar eine Aufforderung Maos, auch den Marxismus zu

kritisieren. Für mich war es aus dem Kontext heraus die Aufforderung Maos an seine Kader, auf vielen argumentativen Wegen („hundert Blumen“) die zunehmende Kritik in der Bevölkerung an der marxistischen Doktrin zu entkräften.

Impressionen statt Wissen

Es soll nun nicht die geballte Methodenkritik oder improvisierte Wissenssoziologie entlang der Curricula von Wolfgang Leonhard und aller anderer zitierter Autoren ausgebreitet werden. Es ging bei diesem Beispiel nur darum, an einem praktischen Exempel das schillernde Gebäude von Wissen und Halbwissen, von Plappern und Nachplappern, von Meinen und Glauben, von Newspeak und Neuschwall zugespitzt aufzuzeigen. Zum zweiten ging es auch um ein Exempel für „Wissen aus dem Netz“.

Wichtig ist mir die Feststellung: Es gelang mir in einer rund dreistündigen Internetsession nicht, im (angeblich) „ganzen Wissen der Welt“ bei diesem (zugegebenermaßen nun wirklich im Kontext unserer heutigen Gesellschaft eher randständigen) Thema zu einem abschließend befriedigendem „Wissen“ zu kommen. Auch das Standardwerk von Leonhard gab mir keine hinreichende Wissensgewissheit oder Interpretationssicherheit. Den vollständigen Originaltext der „Hundert-Blumen-Rede“ habe ich (deutsch, englisch, französisch, spanisch) im Netz nicht gefunden, obwohl ich noch einmal eine Stunde im Halbschlaf mit internationalen Suchmaschinen sowie mit netzgefischten „Quotations from Little Red Book of Mao Zedong“ verbracht habe. Ich weiß zwar, wo ich mit Aussicht auf Erfolg suchen könnte, aber der Gang in die Bibliothek ist ebenso anstrengend wie das Hochklettern an meinem Bücherregal. Denn so interessant finde ich die volle und

ganze Information und den Aufbau von Fachwissen über hundert Blumen auch nicht.

Festgestellt habe ich letztlich nur, dass mein deutsches Oberlehrernäschen mich nicht getäuscht hat: Es waren *hundert* Blumen und nicht *tausend*. In den genannten Diskussionszirkeln werde ich damit punkten können und nur das zählt. Die Anhänger des alleinigen Buchwissens werde ich damit beschämen, dass im katechismusgleichen Stein’schen Kulturfahrplan (S.1266) Mao im Jahre 1957 „kulturellen Reichtum forderte: 1000 Blumen sollen blühen“. Aber hat der „Besserwisser“ nicht eine negative Konnotation? Ist Besserwissen nicht sogar schlechter als Halbwissen? Droht der Betonklotz?

Ich wage die Prognose, dass in Jahrzehnten sich das Mao-Zitat zu einem Sprichwort wan-

„Ist Besserwissen nicht sogar schlechter als Halbwissen?“

delt und dass dieses dann von „tausend Blumen“ künden und genau das Gegenteil von Maos hundert Blumen bedeuten wird. Das Sprichwort⁹ wird ein ähnliches Schicksal haben wie „Viele Wege führen nach Rom“ (oder waren es nicht „alle Wege“ – wer weiß das schon?). Dass sich Menschen einfach neues Wissen schaffen, das sie in ihrem täglichen Kontext brauchen, sollte emotionsfrei betrachtet werden. „*Variatio delectat*“, sagt hier tunlichst der gebildete und kontextsensible Lateiner, auch wenn der Satz bei Markus Tullius Cicero (also nicht dem Kai-Pflaume-Cicéro) „*varietas delectat*“ hieß. Welchen Sub-Semioten kann man mit dem semantischen Differential von „Abwandlung“ und „Abwechslung“ heute noch kommen?

9) Danke, dass Sie diese Fußnote lesen. Fußnoten sind der Hypertext des Buchs (besonders solche mit Klammerbemerkungen). Zum Dank sollen Sie als Wissenssuchender exklusiv erfahren, dass hier natürlich kein Sprichwort, sondern nur eine Redensart entsteht.

Der alte Kontext wird – die deutsche Sprache ist ja absolut basisdemokratisch¹⁰ - durch den neuen ersetzt. Ein schönes Beispiel hierfür ist die oft gehörte Redensart „hier zieht es wie Hechtsuppe“, eine beklagend-schadensersatzzeisende („Hotel schlecht!“) oder auch handlungsauffordernde („Fenster zu!“) pragmatische Feststellung. Warum Hechtsuppe etwas mit Luftdruckunterschieden oder überhaupt mit Luftbewegung zu tun haben soll, fragt sich jeder und versteht keiner. Ist auch nicht wichtig, denn der Anlass für die Schaffung dieser Redensart ist weggefallen. Aufgebracht haben ihn die Sechstageradrennfahrer („Steherrennen“ hinter Motorrädern) der zwanziger Jahre in Berlin nicht etwa für die zugigen Hallen, sondern weil sie literweise Hechtsuppe getrunken haben, um sich mit dem darin enthaltenen Spuren von Endorphinen aufzumuntern. Hechtsuppe „zog“ also wie das Motorrad beim Steherrennen. Heute wird Hechtsuppe nur noch kulinarisch¹¹ konsumiert und aus kleinen Tässchen gelöffelt. Die Radrennfahrer nehmen heute bekanntlich andere Möglichkeiten für die eigene Willensunterstützung wahr. Dieser 80 Jahre alte Kontext ist entfallen, die Redensart gehört dem neuen. Das mit dem Steherrennen weiß ich übrigens vom Großvater, das mit dem Tässchen wahrscheinlich von Siebeck¹², und dieses Wissen hat offen gestanden heute

einen recht geringen Stellenwert. In der Berliner Zeitung meinte die Redaktion auf eine Leseranfrage: „Hechtsuppe muss lange ziehen, um schmackhaft zu werden. Wahrscheinlicher ist jedoch die Erklärung, dass «Hechtsuppe» auf die Eindeutschung des jiddischen Ausdrucks «hech supha» zurückzuführen ist. Übersetzt bedeutet «hech supha» «wie Sturmwind». Also haben vielleicht die Rad-

„Wir haben einen Wissensbegriff kultiviert, der mehr in die Schublade der Brauchtumpflege als in die einer Informationsgesellschaft gehört.“

fahrer bei ihren Steherrennen eine vorhandene noch ältere Redensart für ihren Zweck hingebogen?

Und damit bin ich beim Punkt „Hinterfragung und Bewertung von Wissen an sich“, der sich recht kulturpessimistisch anlässt, in Wirklichkeit aber ein resolut-resignatives Plädoyer ist, das enzyklopädische Wissen, die „Belesenheit“ oder das „Allgemeinwissen“ nicht zu einem schieren Popanz hoch zu stilisieren.

Was nützt Wissen ohne Kontext?

Der Eindruck lässt mich nicht los, dass wir heute einen Wissensbegriff kultiviert haben, der mehr in die Schublade der Brauchtumpflege als in die einer Informationsgesellschaft gehört. Wir haben uns angewöhnt, „Wissen“ als solches gut zu finden, je vermeintlich bildungsbürgerlicher, desto mehr. Alles in mir sträubt sich zwar, an Wissen den Kontext als utilitaristische Meßlatte anzulegen. Aber ich beobachte (wie Gertrud Höhler immer in ihren hirnerfrischenden Sprachdu-

10) Wenn eine Wortschöpfung es dreimal in den Spiegel schafft (Leserbriefe zählen dabei nicht), wird sie in den Duden aufgenommen. Künftig wird wohl einmal auf Suchmaschinen umgestellt werden müssen, dann bedarf es aber wohl viel mehr Hits zur Wortanerkennung.

11) also bitte keinen Dill und Kapern wie bei den Königsberger Klopfen, sondern eher eine Spur Korianderkraut und etwas zermahlene grüne Pfeffer an die Hechtmousse geben, aus der dann die Klößchen geformt werden.

12) Wolfram Siebeck's Artikel sind ein persönliches Exempel für Kontextwissen: Ich habe als Halbwüchsiger immer im „Stern“ seine politischen Satiren gelesen. Als er auf Kochkolumnen umsattelte, habe ich noch jahrelang geglaubt, dies seien eben Satiren über das Kochen und habe mich kontextsensibel krank gelacht. Seit ein paar Jahren glaube ich das übrigens auch wieder, besonders wenn er Gerichte wie „Perlwiebeln in gemörserter Koriander“ oder französische Landgasthöfe nach zwei Litern Weingenuß beschreibt.

schen so beeindruckend sagt: ich *meine* nicht, ich *glaube* nicht, ich *beobachte*), dass unsere Gesellschaft genau dieses tut und dass auch ich mich von diesem Zwang nicht frei machen kann.

Nun kann man in allen Varianten erklären, dass eben das Mao-Beispiel nur eben nicht mehr aktuell ist und es deswegen die Mühe nicht lohnt, Wissen aufzubauen. Es ist aber nicht a priori die Aktualität, die uns allen als Filter für historische Informationen dienen kann. Viele Kaffeeausflügler halten es immer noch für wichtig, dass man die vier unterschiedlichen Stile der Pilasterkapitelle¹³ am Kolosseum in Rom kennt, dass Trajan von 98-117 nach Christus regierte und dass Ludwig Börne in seiner Harzreise das Allesfließt-Wort von Heraklit paraphrasiert hat. Unsere Kinder tun sich da leichter: Alles, was vor der Grundschulzeit stattgefunden hat, ist Antike, alles während der Schulzeit war α -zwungene Gemeinschaftskunde und außerdem nützt dieser Wissensschrott doch nur in Quizsendungen, in denen leider nicht nur ausschließlich Fragen wie die nach dem Leadsänger von Jamiroquai¹⁴ abgefragt werden.

Den Trost, dass diese implizite „Distanzierung vom Wissen“ vielleicht nur für „die Geschichte oder Politik“ gilt, habe ich nicht. Es gilt auch für naturwissenschaftliche Zusammenhänge: Wen interessiert es schon, ob Neutrinos alle bekannten Armierungen in Reaktorkammern allmählich verspröden lassen,

13) Weil ein Probeleser über dieses Wort stolperte und für ihn „weder Netz noch Fremdwörterduden zu Pila, Sterka, Pitellen etwas hergaben“, ein kleiner Wissenstransfer: Pilaster nennt man eine Halbsäule an einer Wand, Kapitell nennt man den oberen Säulenabschluss. Die vier Stilarten sind dorisch, jonisch, korinthisch und ganz oben eine Mischung, die man „Kompositkapitell“ getauft hat. Das Kolosseum wird von den Touristen für den Drehort von „Ben Hur“ gehalten, dort haben aber keine Wagenrennen wie im Circus Maximus stattgefunden, sondern vor allem publikumswirksame Sippen- und Völkermorde. Ist aber so lang her, dass man diese Massenmorde angesichts der großartigen Architektur sogar ungestraft leugnen kann.

14) für über 25jährige Frühsenioren: er heißt J.K., Jason Kay (weiß ich von meiner Tochter)

ob es eine eindeutige elektrische Leitfähigkeit von Halbleiterstrukturen mit der Stärke von atomaren Einzelketten gibt oder ob das Ozonloch von den Autoabgasen oder den Vulkanausbrüchen herrührt?

Nicht einmal in der Informatikszene interessiert jemanden die Frage, ob MPEG 7 für unsere Wirtschaft wichtig ist oder ob der gürumäßig von Jay Kurzweil spät erweckte SUN-Cheftechniker und Java-Entwickler Bill Joy mit seiner Behauptung Recht hat, dass sich die Computer noch im 21. Jahrhundert selbstreproduzierend über den Menschen α -heben werden .

Gibt es ein „neues“ und ein „altes“ Wissen? Oder gibt es angesichts der Informationslawine nur einen alten und neuen Umgang mit Wissen? Ich beobachte, dass immer mehr Menschen vor der Informationslawine überaus erfolgreich in die Gefilde des Halbwissens und des Nichtwissens flüchten. Schlimmer noch: Sie gehen seelenruhig in das gelobte Land des Nicht-Mehr-Wissen-Wollens. Und das Schlimmste: Sie sind bereits im Land (oder gar in einer Welt?) des Nicht-Mehr-Wissen-Müssens. Da spielt es keine Rolle mehr, ob man nun Bücher zur Hand nimmt oder die PC-Maus. In der Jetzgesellschaft scheint es wichtiger zu sein, Bücher zu kaufen, als sie zu lesen oder gar zu verstehen. Es scheint wichtiger zu sein, einen Pentium-III-Prozessor zu haben, um schneller ein paar Megabytes downloaden zu können, als die gespeicherten Texte als Wissensbausteine in den organischen Speicher aufzunehmen. Bürgerliche Wertvorstellungen werden von privaten WORD-Vorstellungen überstrahlt. Das Wissen um die URL einer guten Suchmaschine ist wie früher der Besitz eines 24-bändigen Konversationslexikons: besitzen heißt noch lange nicht benutzen, denn beide Medien haben Nachteile. Beim Lexikon musste man aufstehen und ein kiloschweres Buch wälzen, eine Anstrengung, die ja nur

selten lohnt. In der Suchmaschine oder der Datenbank muss man sich – selbst wenn man Abfragen in Boole'scher Logik beherrscht – durch viele Bildschirmseiten hindurchklicken. Das Internet hat allein durch seine Existenz für diese Leute etwas Beruhigendes: Falls man etwas wirklich wissen muss, steht es doch da drin. Und das mit den hundert Blumen oder der Hechtsuppe muss man ja nun wirklich nicht genau wissen.

Mein Sohn und ich beschäftigen uns gleich lang mit dem PC, also rund 17 Jahre. Er nannte meinen ersten IBM-PC 1982 zwar noch „Dudadda“, weil Dreijährige mit dem Phonem „Computer“ noch Schwierigkeiten haben. Meinen damaligen Vorsprung hat er inzwischen eingeholt und beherrscht die PC-Welt durchschnittlich mit der drei- bis fünffachen Geschwindigkeit wie ich. Er verachtet mich nicht wirklich, wenn ich in einem Handbuch blättere oder ihn zum 97. Mal frage, wo ich denn die DNS-Nummern neu eingippen kann. Er wundert sich nur über einen Menschen, der die linke und die rechte Maustaste nicht intuitiv bedient und noch ernsthaft versucht, Handbücher zu verstehen, die er ostentativ immer in der Plastikfolie lässt. Den einzigen Vorsprung, den ich verteidigen konnte und trotz (oder wegen) seines Informatikstudiums hoffentlich immer mit 30 Jahren Vorsprung verteidigen werde, ist das sehr schnelle Finden von Nähadeln in einem Heuhaufen, sprich: das Herausfiltern von Informationen aus dem Info-Müllberg, ihre Bewertung, Verknüpfung und Transformation in Wissen.

Um nun nicht das Missverständnis aufkommen zu lassen, dass hier die Generation der Väter wieder einmal die „Unwissenheit der Jugend“ beklagt (was sie bekanntlich schon seit vorsokratischen Zeiten ebenso regelmäßig wie erfolglos tut): Bis vor Kurzem wusste ich nicht, dass die Bibliotheksbesucher durchschnittlich überwiegend zwischen 25

und 40 sind, die Kurve dann mit zunehmendem Alter aber sehr rasch absinkt. Die Senioren fallen andererseits auch nicht gerade durch Internetbegeisterung auf. Um nicht schwermütig zu werden, stelle ich mir einfach vor, dass diese Altersgruppen viele Bücher eben selbst kaufen und regelmäßig wenigstens das „Literarische Quartett“ sehen. Den Gedanken, dass unsere Senioren ihren Lebensabend am Fernseher verbringen könnten, schiebe ich beiseite. Von älteren Ökonomen habe ich immer wieder im Zusammenhang zum Beispiel mit Eigentumsfragen das „Goethe-Wort“ gehört: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Der Hinweis, dass Wagner und Faust hier über das „Wissen“ sprechen, wird in der Regel nicht geglaubt. Und niemand will den Folgesatz hören, der lautet: Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.

*„Das Internet hat allein durch
seine Existenz für meisten Menschen
etwas Beruhigendes:*

*Falls man etwas wirklich wissen muss,
steht es doch da drin...“*

Ist Wissen eine schwere Last? Warum nur wird dann immer weiter das Leitbild propagiert, dass wir „lebenslang lernen“ sollen, um in der Informationsgesellschaft bestehen zu können? Mit Heraklit, Trajan, Börne oder japanischen Kapitellen, mit Neutrinos oder Technikfolgenabschätzung ist in den Hochburgen unserer modernen Welt nichts auszurichten: Im Managementforum Davos würde es dieselben verdutzten Gesichter geben wie am Ballermann 6. Im besten Fall bekommt man das Etikett „gebildeter Mensch“ ab, und dies gibt den vergleichbaren sozialen Status eines

Sonderlings¹⁵. Mein Tipp: Man sage in Davos einfach sybillinisch „Dumanoff-dot-com-Aktie“ und am Balneario numero 6 (so der Name „Ballermann im Original) in Mallorca „bier-dot-de“ und man gehört wieder dazu. „Neues Wissen“ scheint die Kunst zu sein, „Informationen“ aufzusaugen und in einer Art Pawlow'schem Kontextreflex als scheinbare Wissenseruptionen aufzustoßen. Wenn das stimmt, dann wären wir auf dem Weg in eine Impressionsgesellschaft und bestimmt nicht in

„`Neues Wissen` scheint die Kunst zu sein, `Informationen` aufzusaugen und in einer Art Pawlow'schem Kontextreflex als Wissenseruptionen aufzustoßen.“

eine Kommunikationsgesellschaft.

Das ideale Mitglied der Kommunikationsgesellschaft ist einmal so beschrieben worden: "Wir können uns unter dem Informationssammler einen Menschen vorstellen, der (aus guten Gründen) zu dem Schluss gekommen ist, dass er, unfähig den Verlauf des politischen Geschehens zu ändern, diesem nur noch Verständnis, aber keinen Handlungsimpuls entgegenbringen kann. Er kann sich aber auch durch die politischen Ereignisse zu nichts weiter veranlasst sehen, als sich telephonisch mit irgend einem, der Bescheid weiß, einmal zu unterhalten. Daraus folgt, dass einige der Informationssammler darauf aus sind, selbst zu den Gutunterrichteten zu gehören, sich also einem Kreis von Eingeweihten anzuschließen oder einen solchen zu erfinden, andere dagegen kein höheres Ziel haben, als ab und zu Informationen von Eingeweihten zu erhalten,

was ihnen in der Gruppe ihrer eigenen Kollegen gewisse Befriedigungen einbringen mag". Diese "aktuelle" Einsicht stammt von David Riesman, der seinen Typus des "Information Dopester" in seinem Buch „die einsame Masse“ schon 1958 beschrieben hat. Das Muster ist bis heute gleich geblieben, wenngleich heute nicht mehr die Politik, sondern eben anderes aktuelles Wissen von den Eingeweihten als wichtig und hilfreich propagiert sowie als nimmermüdes Laufband in Fernsehsendungen eingeblendet wird.

Wenn denn die „peer group“ als Exekutivorgan der Gesellschaft die letzte Instanz für den korrekten Wissenskontext ist, dann müssen wir vermuten, dass es in der Informationsgesellschaft nur um den Erwerb desjenigen Wissens geht, das für das Verfolgen des jeweils dominanten Chats ausreicht. In einfachen Worten heißt dies: mehr RTL II schauen als Phönix, mehr unverständliche Kürzel lernen als Lehrsätze und nicht zuletzt bei „Verona“ an Frau Feldbusch zu denken und nicht an eine Verdi-Oper in einem Amphitheater. Im wöchentlichen Check-Up der ZEIT im September 2000, ob ich noch am Leben bin, habe ich nicht gewusst, dass Baumstammwerfen auf englisch „tossing the caber“ heißt, dass Tanja Kreil nach ihrem Sieg vor dem Europäischen Gerichtshof ihre Bundeswehrbewerbung zurückgezogen hat, dass die Chinesen das Fleisch des Bernhardiners schmackhaft finden, dass statistisch die dicksten Männer Europas nicht in Belgien, sondern in Griechenland sind. Die ZEIT-Redaktion hofft, dass mir „Info-sionen helfen“. Und ich hoffe, dass ich das nächste Woche oder wenigstens nächstes Jahr alles nicht mehr weiß.

Wer hat eigentlich wann beschlossen, dass der trügerische Mao-Spruch von den hundert Blumen nicht erhaltenswert ist? Mao ist ebenso tot wie Hitler und beide wollen wir nicht zurück haben, wobei die politische Bildung helfen soll. Könnte es sein, dass das immer

15) Wenn einem zu einer „geistreichen“ Rede gratuliert wird, ist dies ein euphemistischer Ausdruck für „völlig unverständlich“ und die daraus resultierende Gewissheit, dass man nie mehr eingeladen wird.

gleiche Leben vom Menschen nur und ausschließlich die kommunikative Kompetenz für seine gefühlsmäßig präferierte Umgebung, also Peergruppen-Kontextsensitivität, verlangt? Könnte es sein, dass alles Mehr an Wissen tatsächlich Betonklötze am Bein darstellt, die uns das fröhliche Oberflächenplanschen so schwer machen?

Auf diese Fragen habe ich die beste aller Antworten: Ich weiß es nicht. Ganz selbstkritisch kann ich mich dem Eindruck nicht entziehen, dass manches Schulwissen, das allmählich verblasst, mich nicht ärmer macht, sondern erleichtert. Denn ich kann ohne weiteres keinem jungen Menschen plausibel machen, dass in seinem absehbaren Kontext (wieder einmal abgesehen von Trivial Pursuit, Kreuzworträtseln und den Quizsendungen) dieses aufgehäufte und sogar – im Sinne von Jürgen Mittelstraß – sogar endlich sortierte Wissen irgend etwas „bringt“. Kommen wir dennoch in die Bildungsgesellschaft? T.S. Eliot schreibt 1961 in seinem Begriff der Kultur: „In jedem Falle besteht die Gefahr, dass man den Begriff ‚Bildung‘ zu weit oder zu eng fasst: zu eng, wenn man darunter versteht, dass Bildung sich auf das Lehrbare beschränkt; zu weit, wenn man darunter versteht, dass alles Erhaltenswerte durch Lehren übermittelt werden kann“.

Die Humboldt'sche Bildung

Der Lebenszyklus der Bildung hat seinen Höhepunkt überschritten. Auf der individuellen Ebene wird Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) als der „letzte Universalgelehrte“ bezeichnet, als ein Mann mit umfassender Bildung. Dieser Ehrentitel stand deswegen schon Alexander und Wilhelm Humboldt nicht mehr zu, und dennoch haben wir Gebildete des ausgehenden 20. Jahrhunderts den Namen „Humboldt“ als Synonym für „Bil-

dung“ fest im Repertoire, ja, man hat in Deutschland sogar die vorhandenen Universitätsstrukturen leitbildartig nach Humboldt benannt, zwischenzeitlich 1968 sogar nach Humboldt beschimpft. Peinlicherweise für das Publikum wird ein Redner, der das „Humboldt'sche Bildungsideal“ im Munde führt, niemals gefragt, welcher der Gebrüder Humboldt eigentlich Pate stand für den Begriff, und warum man den zwei Jahre älteren immer als zweiten nennt. Die meisten - um Aufklärung gebetenen - Gebildeten würden präzise antworten, dass (der aus vielen Redakteurnachreisereien des ZDF bekannte) Alexander Humboldt nach eingehenden Studien der Geographie, Geologie, Ethnologie, Flora und Fauna Amerikas, die er mit eigenhändigen wunderschönen Illustrationen versah, zusammen mit seinem Bruder Wilhelm, der preussischer Unterrichtsminister (Leitung der Kultusabteilung im Innenministerium) war, ganz viele Lehrstühle mit humanistischer Tradition wahrscheinlich in Göttingen und vor allem die Humboldt-Universität¹⁶ Berlin begründete, die Goethes Faust aber noch nicht kannte. Und diese Lehrstühle führten – so talkten Gebildete - direkt zur preußischen Akademie der Wissenschaften, diese wiederum zur Hochblüte von Wissenschaft und Bildung in ganz Deutschland, was gut war für die Zeit der Industrialisierung und Kolonialisierung in einer Welt, in der – und das ist des Pudels Kern - die deutsche Sprache noch zählte auf der Welt.

16) Zehn Jahre nach der Wiedervereinigung ist die Humboldt-Universität als Vorreiter einer deutschen „Efeu-Liga“ anerkannt. Dort sprechen Bundespräsidenten und Außenminister - und nicht etwa in der Freien Universität Berlin, die inzwischen von den meisten als die ehemalige DDR-Universität angesehen wird.

Mit diesem geschichtsklitternden Wortschwall käme man heute selbst auf Empfängen nach Wissenschaftskongressen auf dem Petersberg, gewiss aber auf Wirtschaftskongressen im Hotel Adlon in Berlin bestens zu recht. Das Überraschende ist, dass man damit 1912 noch besser zu recht gekommen wäre, und dass es 1932 allein wegen des letzten Halbsatzes mit der „deutschen Sprache“ zu Beifallsstürmen und 1942 gar zu Ovationen gekommen wäre. 1952 hätten Persönlichkeiten wie Carlo Schmid solche Sätze einfach durch Anwesenheit verhindert, 1962 wäre die Erwähnung der „DDR-Humboldt-Universität“ politisch inkorrekt gewesen und 1972 hätte es allein für die Erwähnung von Humboldt eine studentische Resolution gegeben. Und heute, da sich laut ZEIT die numerisch-plebiszitäre Chance abzeichnet, Deutsch als europäische Amtssprache einzuführen, gäbe es mindestens - trotz Jahrzehnte langer Hinwegerziehung - wieder klammheimliche Freude.

Ich kann mich eines unguuten Eindrucks nicht erwehren: Seit der Renaissance, vollends seit der Aufklärung, wurde stets die Frage "richtig oder falsch?" behandelt. Der Höhepunkt dieses Fragezyklus scheint mir (leider) überschritten, es steigt bedrohlich ein neuer Zyklus herauf, der nurmehr die Frage stellt "wichtig oder unwichtig?". Diese Frage würde tatsächlich den Übergang von der Informations- zur Kontextgesellschaft beschreiben. Hoffen will ich bei dieser Horrorvision nur, dass der alte Trick mit den „self-defeating prophecies“ noch funktioniert.

Wenn es denn aber stimmt, dass wir auf dem Weg in die Informationsgesellschaft erst einmal in einer Kontextgesellschaft gelandet sind, dann könnten Online-Dienste dazu benutzt werden, wenigstens in sich bietenden Kontexten Bildung zu vermitteln. Eine umfassende durch Medien vermittelte Bildung, der „e-Humboldt“, ist nicht möglich. Medien sind heimliche und manchmal unheimliche

Miterzieher, Erzieher sind sie leider nicht. Zwar könnte man sich diktatoriale Lehrroboter – wie „HAL“ aus Kubricks *Odyssee 2000* – vorstellen, aber das wären ja alles andere als Bildungsmaschinen.

Die aktuellen Gesellschaften, schreibt Peter Sloterdijk - in einer der wenigen für alle verständlichen Passagen seines „Briefes an die Freunde“ über den „Menschenpark“ - sind „auf neue Grundlagen gestellt worden. Diese sind, wie sich ohne Aufwand zeigen¹⁷ lässt, entschieden post-literarisch, post-epistolografisch und folglich post-humanistisch. Wer die Vorsilbe post in diesen Formulierungen für zu dramatisch hält, könnte sie durch das Adverb marginal ersetzen“. Dieser ebenso verstehbaren (Epistolografie ist die Kunst des Briefeschreibens) wie kategorischen Einschätzung widerspricht mit gutem Grund niemand. Bildung ist mehr als marginalisiert, aber es gibt erfreulicher Weise noch viele Sloterdijks, die das bedauern. Sloterdijk ist eben im Grunde doch mit einem positiven Menschenbild geschlagen, und er beherrscht noch (oder schon?) den „serenen Blick aus dem Fenster“. Sloterdijks Vorstellungsvermögen ist sogar derart humanistisch verboten, dass er allen Ernstes glaubt, erst mit Filmen wie „Kettensägenmassaker“ habe die Menschheit wieder den Anschluss an das Niveau des „antiken Bestialitätenkonsums“ von Juvenals „Brot und Spielen“¹⁸ vollzogen. Filme werden niemals die historische Realität widerspiegeln können, dies wird wohl eine Besonderheit der Webcams werden. Was Sloterdijk nicht versteht, ist die Tatsache, dass sich sein Text nicht auf einem Powerpoint-

17) „ohne Aufwand zu zeigen“ ist bei Sloterdijk, was bei Lübbe „beweisunwürdige Evidenz“ und im akademischen Umgangston „offenbar“ heißt; alles drei ist intellektuell arbeitssparend, weil sie das Nachweiswissen beim Leser voraussetzen.

18) *populus duas tantum res anxius optat: panem et circenses* – siehe dazu oben die Anmerkung zum Kolosseum, über das „anxius“ (angstvoll, ängstlich oder doch nur „besorgt“?) könnte man ganze Interpretationsbände füllen.

Chart zusammenfassen lässt, weshalb ihm Recht geschieht, wenn ihm die Fachwelt für das Publikum für seinen späthumanistischen Text den Vorwurf der putativen Eugenik macht. Er weiß zu viel und das ist eben zu wenig. Erst nach stundenlanger penibler Lektüre der Menschenparkrede kann man unter Zuhilfenahme von viel Vorbildung eine Vorstellung davon bekommen, was der Autor eigentlich *nicht* meinte, *obwohl* er es schrieb.

Die digitale Kluft und das „Jetzt erst recht!“

Nach diesem als „anscheinend kulturpessimistisch“ angekündigten Nachdenken über den Stellenwert des Wissens im jeweiligen Kontext müsste klar geworden sein, dass die Frontstellung nicht heißt „Buchwissen gegen Netzwissen“. Internet führt den Wissenssuchenden zu Büchern und umgekehrt, eine Tatsache, die wir schon von anderen Medien her kennen. Die Front verläuft mitten im Content, also dem Wissen, das sich hinter dem Medium oder gar seinen Artefakten versteckt oder dort zu verblassen droht. „Belesenheit“, die eklektizistische Abschwächung der Bildung, ist vielleicht künftig eine „Beklicktheit“ (weil ja das Internet die Gescheiten klüger macht). Wenn wir nun gerade weltweit bei der Beschäftigung mit der Internetwelt und der erforderlichen Medienkompetenz in diesen Monaten auf den „digital divide“, die digitale Kluft schauen, dann betrachten wir lediglich den Abstand zwischen den Nicht-Wissenden und den Wissenden, zwischen Haves und Have-Nots sowie den Spätbekehrten mit den Internet Dropouts, InterNotes und den InterNervers. Wenn ich das recht sehe, verringert sich der Abstand zwischen den Wenig-Wissenden und den Viel-Wissenden derzeit dadurch, dass die Viel-Wissenden ohne viel Widerstand in die Liga der „Einiges-Wissenden“ abgestie-

gen sind oder sich im Abstiegsstrudel befinden. Der Sponti-Spruch „Wissen ist Macht, Nichtwissen macht nichts“ ist nicht zutreffend, denn gut camoufliertes Nichtwissen macht vielerorts erst richtig erfolgreich.

An dieser Stelle baut sich regelmäßig die Resignation und nicht das Wissen als Kaventsmann auf. Aber die Rationalität kann doch obsiegen, weil wir Menschen sie auch in irrationalen Zeiten einzusetzen wissen. Es kann doch eigentlich nicht angehen, dass alles insgesamt nach unten rutscht, nur weil einem die Nützlichkeitsbewertung von Wissen ohne den passenden Kontext schwer fällt. Ziehen wir die Konsequenz und ermutigen wir auch und gerade die Haves, in Sachen Bildung nicht nachzulassen. Wahrscheinlich müssen wir noch einige Bücherbusse mehr in die Stadtteile schicken, zunehmend aber auch die neuen Breitbandkanäle für ein verlockendes Angebot zur Wissensvermittlung nutzen. Dazu müssen wir aber vor allem mit aller Kraft endlich Wissenscontent für die neuen Medien schaffen, den wir - notfalls per Push-Technik und Java - zu den Menschen bringen.

Schauen wir beim Digital Divide nicht nur auf die 4 Millionen funktionaler Analphabeten im Land¹⁹, so wichtig dieser Aspekt auch sein mag. Wir müssen auch die Pioniere und Early Adopters verstärkt adressieren. Was die Konsumwelt schafft, müsste auch der Bildungswelt gelingen: Wir brauchen geeignete Werbespots für das Wissen, die man anderen Menschen und - falls erforderlich - sich selbst aufdrängen kann. Der „divide“ ist nicht erst digital, sondern stammt schon aus der analogen Welt. Also sollten wir die beiden Welten des Netzwissens und des Buchwissens aus einem Punkte kurieren.

In diesem Kontext sollen öffentliche Bibliotheken als „Medienkompetenzzentren“ ä-

19) Die Italiener haben sich jetzt sogar mit einem „Drittel der Bevölkerung“ in der Statistik der funktionalen Illiteralität weit hinter Deutschland gesetzt, das ja nur 5% dieser Spezies aufweist. Dafür schnitten sie im Pisatest besser ab.

nen veritablen Kampfauftrag bekommen und dafür auch neue Budgets erhalten. Die Bibliotheken besitzen das fachliche Wissen für ein „öffentliches Kompetenzzentrum neue Medien“ und können die Rolle spielen, die in den USA die Bürgerzentren haben. Dass Netzwissen und Buchwissen in den Bibliotheken gleichermaßen präsent sind, kann nur von Vorteil sein. Vom „Medienkompetenzzentrum Bibliothek“ soll ein starker und koordinierender Impuls ausgehen, der in kürzester Zeit Internet-Schulungen nach einem gestaffelten System von der Einführung („Internet-Führerschein im Rahmen von „Hardware for Friends“, einer Aktionslinie der Initiative D21) über den siebenstufigen „Europäischen Computerführerschein“ (www.ecdl.de) bis zur fachspezifischen Recherche-Kompetenz. Und dabei ließe sich die „Lust auf Bildung“ gleichsam als gerne in Kauf genommenes Nebenergebnis (Ulrich Beck) anstreben.

Über das notwendige Pensum – weit über den heutigen Kanon von Schule bis Volkshochschule hinaus mache ich mir keinerlei Illusionen, es ist abschreckend riesig. Wohl gemerkt: Es geht nicht nur darum, sozusagen Wissen von „unten“ aufzubauen, es geht auch darum, das notwendige Wissen „oben“ zu verstärken. Für dieses Projekt einer forcierten Wissenspropagierung mache ich gerade im Kontext der Politischen Bildung gerne Werbung, weil der Projektkontext das darstellt, was man als die wohl größte Herausforderung der Informationsgesellschaft bezeichnen kann: Die schmerzhaft und nachhaltige Anstrengung, dem Wissen als solchem ohne nähere oder gar stichhaltige Begründung wieder einen höheren Stellenwert zu verschaffen, und dies gleichermaßen beim Wissenschaftler wie beim Laien, beim Abgeordneten wie beim Wähler, bei den Senioren wie bei den Jungen.

Denn eines scheint klar: Nach einer Phase des Nicht-Mehr-Wissen-Müssens, der nach

den beiden oben erwähnten dritten Stufe des Schreckens, kommt unausweichlich das Stadium des „Nicht-Mehr-Wissen-Könnens“. Dies gilt es zu verhindern, von mir aus mit tausend²⁰ bunten Blumen in Form von Kompetenzzentren.

Es geht beim oberflächlichen neu@alt nicht um das Mischungsverhältnis von neuem und altem Wissen, sondern um das Wissen an und für sich, um die Chancen des Wissens zum Aufbau einer Bildung, und damit einem Wagniskapital, das dafür dienen könnte, dass *nicht alles immer gleich und berechenbar* bleibt. Unser guter alter Immanuel Kant hat die Aufklärungsepoche mit dem Wort „sapere aude! - *wage zu wissen!*“ so markant eingeleitet, als wäre der Spruch von ihm²¹. Heute, über 200 Jahre später, sollten wir den Mut haben, ohne lange Erläuterungen mit Selbstbewusstsein ebenso exklamativ zu sagen: *Verzage nicht zu wissen!*

20) Wem tausend zu hoch erscheint: In Deutschland gibt es rund 44.000 Schulen.

21) Natürlich stammt auch dieser Satz von Horaz, der sich in Sachen Bildung als der übelste Domain-Grabber erweist. Ein Trost: Den Karren der attischen Komödie hat er irrtümlich dem Tragödiendichter Thespis zugeordnet. Man könnte also diesen Beitrag auch schließen mit „Lasst uns den Thespiskarren weiter ziehen“.

Legales Info-Abzocken im Netz: E-commerce, Datamining und der Anderkontext

Stuttgart, 15.-17. November 2001

Vorbemerkung

Mein heutiges Thema ist im Programmfaltblatt leider etwas verkürzt abgedruckt, nämlich als „Legales Abzocken im Netz“. Ich bitte alle um Verständnis, die dabei vielleicht eine Sekunde lang an einen Fortbildungskurs dachten, der sich binnen Kurzem auszahlt und die nur deswegen hier sind. Ich muss Sie enttäuschen: Nicht einmal die echten Cyber-Kriminellen kommen im Folgenden vor. Zum einen ist dies Gegenstand von anderen aktuellen Studien²², zum anderen gibt es auf der Welt eindeutig noch immer mehr Handtaschenräuber als kriminelle Hacker, es gibt eindeutig noch immer mehr analoge Betrüger als digitale. Mir kommt es darauf an, Veränderungen in den infrastrukturellen Gewohnheiten des ganz normalen unauffälligen Begünstigten des „Internet für alle“ zu analysieren und die etwaigen Konsequenzen für eine entstehende Informationsgesellschaft zu ziehen. Soweit die Vorbemerkung, die ja keine richtiggehende Bemerkung werden soll.

Einleitende Bemerkungen

Das Internet bringt es an den Tag. Jeder kennt es. Jeder tut es. Jeder duldet es. Ulrich Wickert hat es bestimmt schon beschrieben. Jeder kann es leicht nachprüfen: Es wird in der Morgenröte der Informationsgesellschaft mit Information gezockt, was das Daten-Zeug hält.

Präziser gesagt wird eigentlich massenweise „gedeaht“, aber das Wort „dealen“ sollte bei einem Netzkundigen tunlichst nicht in einer Überschrift oder den ersten drei Zeilen auftauchen, um nicht hinter dem nächsten feinmaschigen Filtersystem in einem total missverständlichen *Anderkontext* zu landen. Bei fast allen anderen Wörtern ist der vernetzschreibende Mensch vernetztfrei, will heißen, dass alles Geschriebene oder Gesagte als Gelesenes zwar auch unvermeidlich im Anderkontext landet, aber in einem weniger schlimmen. Vernetztfreiheit ist eine fast totale „Freiheit zu“, fast nie aber eine „Freiheit von“.

Das Wort „Zocken“ meint ja in seinem habituellen Kontext, dass in einem Glücksspiel verbotenerweise um Geld gespielt wird²³. Aber hier in der glitzernden Netzwelt ist das Zocken nur auf das Glücksspiel im Umgang mit der Information gemünzt, die sich jedem dahergelaufenen Kontext skrupellos hingibt. Die Information schminkt sich mehr oder weniger grell mit Daten. Sie prahlt mit ihren prallen Primär-Daten, entblößt sich oft sogar als fruchtbarer Wissensschoß und wird doch sofort gnadenlos oft bis zur völligen Verfremdung perzipiert, will heißen, prinzipiell in einen Anderkontext gestellt. Dies ist nicht nur legal, sondern auch unvermeidlich. Es gibt - soweit Menschen die Schalt-Stationen sind - keine eindeutige Kette von den Daten zur Information hin zum Wissen. Noch nicht einmal rückwärts gerichtet, wo es immerhin leichter

²² Groebel, Jo/Metze-Mangold, Verena et al: Twilight Zones in Cyberspace: Crimes, Risk, Surveillance and User-Driven Dynamics, Gutachten für die Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin 2001

²³ Der ehemalige Bert Brecht meinte sogar, dass es einfacher sei, eine Bank zu eröffnen als eine Bank auszurauben, wobei beides doch auf dasselbe hinauslief. Das Abkommen Basel II widerlegt ihn mit seinen Rating-Vorschriften im ersten Punkt eindeutig. Im Punkt zwei gilt noch immer, dass der Raub von großem Cyber-Money viel Vorausinvestition kostet und oft doch nur zu Cyber-Sore führt.

fällt, den Haufen in seine Bestandteile und diese wiederum in ihre Elemente zu zerlegen, kann diese Unschärferelation eineindeutig beschrieben werden. Aber es ist mit der helfenden - weil rückwärts gewandt doch überschaubaren - Zeit doch wenigstens möglich, hinreichend genau zu sagen, wo das Wissen herkommt, nicht aber, in welche Kontextwelt die Information synchron-umschlungen mit der Zeit hingehen wird.

Was ist dieser Anderkontext, der erst ab heute, ab der ersten konstituierenden Google-Suchanfrage, als Wort überhaupt im Internet²⁴ auftauchen kann und der sich vielleicht einmal - auf sein alphabetisches Vorrecht pochend - vor das Anderkonto drängt (das selbst gerade erst in den populären Duden einzieht), von dem wir wiederum ganz Verschiedenes wissen, das wir je nach Befindlichkeit nach Belieben konnotieren, zum Zeichen in der Bank oder zum Zeichen an der Wand machen, wie es eben unserem Kontext entspricht, der immer und prinzipiell anders ist. Der Kontext ist prinzipiell der ewig solipsistische Autist, der den nächsten der mindestens sechs Milliarden Kontexte nicht einmal ignoriert. Man könnte von einer dennoch funktionierenden Kontext-Gesellschaft sprechen, in der die Kontexte rückverfolgbar sind, aber nicht im Voraus modelliert werden können.

Soweit die einführenden Bemerkungen, die im Kontext folglich ganz unterschiedlich aufgefasst werden können. Was dem Studierenden eine sich über Adalbert von Chamisso, Werner Heisenberg und Steve Hawking öffnende Pforte zum Informationsbegriff als solchem sein kann, ist dem Studierten vielleicht eine nur ironische Paraphrase über das altbekannte „perception is what counts“, es ist dem zwangsneurotischen Praktiker ein Stück - zu spät entdeckter - verlorener Zeit und dem Tä-

gungsleiter während der Rezitation Anlass für ein herzkasperiges Armbanduhrschielen. So ist das eben mit dem Anderkontext. Große Dichter sagten dazu „Wie es Euch gefällt“ oder „Schönheit liegt im Auge des Betrachters“.

Qualitativer Sprung: „Click&Drag&Paste“

Es erstaunt den Beobachter immer wieder, wie viel phantasievoll-kommerzielle Einfälle die Anbieter und Nutzer im Internet haben, die man beim besten Willen nicht einmal auf den wildesten Flohmärkten entdecken kann. Dort lassen sich ja pfenniggute Artikel oft für eine Mark verkaufen, aber man muss früh aufstehen, lang stehen und viel schleppen. Vor allem müssen sich Käufer und Verkäufer - bei aller Anonymität - in die Augen sehen, wenn der eine sagt, dass er zusetzt und der andere sagt, dass dies seine letzte Mark sei. Kein anderes modernes Medium, nicht einmal Telefon und Telefax, kaschiert den entscheidenden Moment des Kaufvorgangs so elegant wie das Internet. Kein flackernder Blick, keine zittrige Schrift verrät hier den Ungeübten. Vermutlich ist auch das Aktienfieber des Jahres 2000 deswegen ausgebrochen, weil man vermeintlich in wenigen Tagen reich werden konnte, ganz ohne Banken und Makler, nur mit einem mühelosen Klick. Es ist deswegen nicht nur der körperlich träge Couch-Potato, sondern auch und gerade der geistig agile Schreibtischtüftler, der sich eine Überbrückung der Entfernung per Internet wünscht.

Dennoch gilt wohl: Das Internet bringt nur an den Tag, was immer an menschlichen Verhaltensweisen schon da war, aber eben nicht auf unmittelbares, müheloses „Click&Drag&Paste“ funktionierte. So, wie einerseits der Einsatz von unmittelbarer Gewaltanwendung erst eingeübt werden muss, weil der Mensch

²⁴ „Internet“ ist hier - wie mittlerweile üblich - als platzhaltender Terminus für alle Arten von Datentelekkommunikation über das „Internetprotokoll“ (TCP/IP) gebraucht, also auch für FTP, WWW, E-Mail, etc.

eben gesellschaftliche Hemmschwellen²⁵ unterschiedlichster Provenienz überwinden muss, hingegen andererseits die mittelbare Gewalt auch dem friedlichen Bürger, wenn er denn nur hinreichend konditioniert ist, durchaus entspringt. Das verletzende Wort ist schneller einzusetzen als ein verletzendes Messer, jemanden zu mobben ist einfacher als jemanden zu entlassen und Fingerhakeln ist anstrengender als jemanden über den Tisch zu ziehen.

*„Das „Alle tun es doch!“
ist alltagsweltlich sogar
die „best practice“ für die
Spontanheilung aufkeimender
kognitiver Dissonanzen.“*

Das popularisierte Internet ist - so betrachtet - ein gigantisches Milgram-Experiment²⁶. Der Unterschied ist, dass die Versuchspersonen nicht durch weißbekittelte Wissenschaftsautoritäten konditioniert werden, sondern durch das offensichtliche „Jeder tut es“, womit wir wieder bei Ulrich Wickert wären, dessen Gruppe der Kritisierten mit seiner millionenfachen Lesergruppe kongruent zu sein scheint, mithin das Gegenteil dessen bewirkt, was die Kritik gewiss bewirken sollte, nämlich ein anderes Verhalten. Die lamentierende Anklage „alle tun es!“ führt - historische Bei-

spiele gibt es genug, aktuelle noch viel mehr – überwiegend zu einem Bestärkungslernen mit dem Langfristeffekt der Marginalisierung oder gar Stigmatisierung derer, die es nicht tun.

Das „Alle tun es doch!“ ist alltagsweltlich sogar die „best practice“ für die Spontanheilung aufkeimender kognitiver Dissonanzen. Dies können langjährige Eheleute genauso bestätigen wie ertappte Erziehungsvorbilder, es hilft dem Falschparker und dem Spesenritter, es stärkt den säumigen Zahler und erquickt den Sonntagsredner. Und im Internet, das weiß schon jeder Anfänger, tun es doch alle.

Das Erstaunliche bei diesem Instrumentalisieren des Internet durch alle ist, dass das dazwischengeschaltete Medium Computer keine Chance bekommt, Rationalität in den Vorgang zu bringen. Kein vernünftiger Mensch will wirklich Ratschläge von dieser Mischung aus Rechenmaschine und Normenspeicher bekommen. So, wie man einen Autobordcomputer schell abschalten würde, der Sie wirklich weiterhin bei 150 Stundenkilometern fünf Meter hinter dem Vorausfahrenden fahren und warum betätigen Sie am hellen Tag dauernd das Fernlicht?“, so würde man auch nicht wollen, dass einem beim fröhlichen e-Commerce ein Softwareagent Ratschläge gibt wie „wollen Sie nicht zuerst nachprüfen, ob es den Warenanbieter eigentlich gibt, bei dem Sie gerade einen Bezahlvorgang einleiten?“²⁷. Niemand, schon gar kein unerbittlich auf kodifizierte Normen programmierter Computer, soll uns in den Zeigefinger auf der Maustaste fallen. Nur die *Freiheit von* solcher Bevormundung - das wissen wir seit unserer Erfahrung mit HAL in Stanley Kubricks *Odyssee 2000* - lässt uns die

²⁵ Der Kontrast bei Hemmschwellen von öffentlicher und privater Gewalt ist angesichts der Zahl der sich in allen denkbaren Konstellationen prügelnden Haushalte überkulturell enorm. Menschen kommunizieren im „isolierten“ und im „sozialen“ Kontext hochsignifikant unterschiedlich, was präethische anthropomorphe Wurzeln hat.

²⁶ Das ethisch wie methodisch umstrittene Experiment des Sozialpsychologen Stanley Milgram an der Yale Universität im Jahr 1963 untersuchte die Bereitschaft ganz normaler Menschen (40 amerikanische Männer unterschiedlichen Alters, Berufs und Bildungsstandes), sich einer Autorität zu beugen und offensichtlich "unmenschliche" Anordnungen (vorgespiegelte Stromstöße an Probanden) zu befolgen (vgl. im Netz Deaux/Wrightsmann: Social Psychology).

²⁷ Vgl. hierzu die D21-Forderung: „Der Kunde *muss insbesondere* über den vollen Namen des Unternehmens und die Identität des Anbieters, Handelsregisternummer sowie deren Sitz, deren elektronische und *geografische* Anbieteradresse informiert werden. Es muss ein Verantwortlicher namentlich benannt werden, an den der Kunde sich wenden kann“.

Freiheit zu wirklich menschlichem Verhalten, wo das einfache Click&Drag&Paste aus manchem Kavaliersdelikt ein gesellschaftlich konformes Verhalten macht, weil es ja alle tun.

Nur der Redlichkeit halber sei auch ein Beispiel für das „du sollst“ erwähnt sein. In der „Civil Charter“ von CEPIS, dem Europäischen Informatiker-Dachverband steht in ehernen Lettern geschrieben: The information one gets should be what one thinks it is (authentication of contents) and not, for example, a spoof site or part of an international fraud etc. It should never be misleading or misrepresenting in nature. Any commercial arrangement (such as an e-commerce order or a financial transaction) should be verifiable and mutually binding²⁸. Diese Beispiele könnten fortgesetzt werden, führen aber in das

CEPIS ETHICS RULES

The information one gets should be what one thinks it is (authentication of contents) and not, for example, a spoof site or part of an international fraud etc. It should never be misleading or misrepresenting in nature. Any commercial arrangement (such as an e-commerce order or a financial transaction) should be verifiable and mutually binding“

Gebiet der guten Vorsätze, das wiederum auf einem anderen Blatt steht.

Im Folgenden sollen einige ausgewählte der real existierenden Varianten des Abzockens von Daten, Information und Wissen durch eine „vernetzte Normal-Gesellschaft“ Evidenzen dafür liefern, dass das Wiederentstehen von berechenbaren infrastrukturellen Rahmenbedingungen noch eine gewisse lange Zeit und eine ungewiss hohe Anstrengung braucht.

Zocken mit der Schwarzkopie

Das bekannteste e-Kavaliersdelikt ist die Schwarzkopie von Software. Hierbei ist zunächst eine *erste* Gruppe zu betrachten, für die das Kopieren nicht einmal ein Kavaliersdelikt ist. Denn, so sagte mir zum Beispiel ICANN-Direktor Andy Müller-Maguhn, „anders als beim Entwenden geht beim Kopieren dem kopierten Autor ja nichts verloren, er behält sein intellektuelles Eigentum“. Ich konnte nur noch tonlos erwidern, dass dann wohl künftig alle Schriftsteller von den Verlagen anstatt Honoraren ihre Original-Manuskripte zurück erhalten sollten. Eine *zweite* Gruppe, die nicht auf das *intellektuelle*, sondern auf das *monetäre* Eigentum schaut, findet es selbstverständlich, dass man dem reichsten Mann der Welt, dem Microsoft-Chef Bill Gates, grundsätzlich nichts bezahlen muss, weil der schon genug Geld hat. Dicht daneben findet sich eine *dritte* Gruppierung, die keine monetäre, sondern eine technische Begründung für Bezahlverweigerung hat: Die Produkte von Microsoft²⁹ seien so schlecht, dass es geradezu ein „Nutzerrecht auf Zahlungsverweigerung“ gebe. Mit einer Schnittmenge zu dieser dritten Gruppierung gibt es eine *vierte* große - sich selbst „Gemeinde“ nennende - Gruppe der Anhänger von Open Source Betriebssystemen. Diese würde die Zahlung für Linux nicht verweigern, wenn es Linux nicht ohnehin kostenlos in jeder Hochschule zu kopieren gebe, denn in der gängigen Übersetzung ist „Open Source“ ein „offen für Jedermann“³⁰. Das Hochschulnetz sei überdies vom Steuerzahler finanziert - was tatsächlich stimmt - und gehöre deshalb auch der Allgemeinheit, also allen. Dies führt unmittelbar zur *fünften* Gruppe, die Software als „Shareware“ generell der „Public Domain“

²⁹ bzw. die Services der Deutschen Telekom, der Deutschen Bahn, der Stadtverwaltung usw.

³⁰ Niemand kann sagen, wie viel Zeit schon das Übernehmen von gepatchten Linux-Versionen gekostet hat.

²⁸ www.cepis.org mwHL (mit weiteren HyperLinks)

zurechnet. Die Public Domain wird in der Tradition des schwedischen Allmandsrechts gesehen oder sogar als mittelalterliche „Allmende“, der historischen Tatsache nicht geachtet, dass jeder eine bestimmte Zeit auf der „Allmende“ zu ackern hatte, damit für alle eine Notfall-Reserve geerntet werden konnte. Das schwedische Allmandsrecht, wonach jedermann einen Tag auf jedem Grundstück kampieren und sich sogar vom Obst ernähren konnte, ist ja erst vor wenigen Jahren nach jahrhundertlangem Bestehen unter dem Ansturm deutscher Touristen kassiert worden, die einen ganzen Obstgarten in einer Nacht komplett abernteten und zurück zur Fähre brachten. Dieses Schicksal wird auch übrigens die Flatrate haben.

*„In den Augen der Benutzer
überschreitet damit der Shareware-
Programmanbieter die Schwelle
vom links liegengelassenen
Straßenbettler zum aufdringlichen
Hausierer, wenn das Programm nach
30 Tagen per Zeitschaltung seinen Be-
trieb einstellt.“*

Der ganz normale Netznutzer hat nicht komplizierte ethische oder eigentumsrechtliche, sondern ganz praktische Gründe dafür, kommerzielle Softwareprogramme unregistriert zu verwenden und der Zahlungsaufforderung von Anbietern der Public-Domain-Software nicht zu folgen. Beim Kauf eines PC wird im allgemeinen eine Grundausstattung von Software „mit“-geliefert, Grund-Software ist daher für die Käufer mit beweisunwürdiger Evidenz eine kostenlose „Zuwaage“. Wenn da nun zum Beispiel nur eine unvollständige Office-Suite mitgeliefert wird, kann man es

niemandem verdenken, dass er sich die Vervollständigung beim Nachbarn holt. Denn schließlich hat jemand ellbogenbewehrt schon Stunden vor 8 Uhr bei ALDI angestanden und ordentlich die 1.999 DM bezahlt. Wenn ALDI nicht das komplette Programm mitliefert, ist das doch offensichtlich das Problem von ALDI. Entsprechendes gilt für den Fall, dass die Office-Suite von Microsoft™ mitgeliefert wird, der Nachbar aber darauf schwört, dass die Office-Suite von COREL™ besser sei und es daher nur um einen finanzneutralen Austausch gehe. Und das elektronische Lexikon leiht man beim Nachbarn ebenso nur aus wie vorher die Buchversion.

Die kleinen „Shareware“-Hilfsprogramme, die über das Netz angeboten werden, diskreditieren sich bekanntlich selbst, indem sie wie Straßenbettler um Überweisung von 20 DM bitten, wenn das Programm weiter verwendet würde. Erstens geht kein normaler Mensch wegen 20 DM zur Bank und für das Online-Banking gilt, dass die Kreditkartennummer die Leute sowieso nichts angeht, wo doch das Internet so unsicher ist³¹. Außerdem: Für 20 Mark kann das doch eh bloß eine Bastellei sein, womöglich aus anderen Softwareprogrammen zusammengeklaut. In den Augen der Benutzer überschreitet damit der Shareware-Programmanbieter die Schwelle vom links liegengelassenen Straßenbettler zum aufdringlichen Hausierer, wenn das Programm nach 30 Tagen per Zeitschaltung seinen Betrieb einstellt. Bis man das Programm im Netz wiedergefunden und für weitere 30 Tage installiert hat, das kann schon nerven - man hat ja seine Zeit auch nicht gestohlen. Es entsteht eine immer größere Grauzone. Um so energischer wird man als Jedermannnutzer wohl den Versuchen der Programmhersteller entgegentreten, bei einer Installationsverbin-

³¹ Auch die überwiegende Mehrheit der „Heavy Users“ verliert ihr Vertrauen ins Internet, das ansonsten grenzenlos ist, regelmäßig bei der Frage nach Bezahlwegen.

dung nachzuschauen, welche Programme auf dem jeweiligen PC installiert sind, dieses Mittel erscheint unangemessen, die Programmhersteller dürfen nicht auf ein „Grauzonen-Businessmodell“ vertrauen.

Seriöse Anwenderfirmen haben hingegen pauschale Verträge mit den Softwareherstellern und das beruhigt alle so lange, bis sie für ihren Zweit-Laptop noch einmal Lizenzgebühren zu zahlen haben³².

Man kann feststellen: alle tun es ohne Ausnahme. Wer keine Schwarzkopie auch nur eines klitzekleinen Programms auf seinem PC hat, der benutzt ihn wohl nicht. Bei der Schwarzkopie ist also das Abzocken durch alle Benutzer systeminhärent. Das Problem ist theoretisch eigentlich nur mit Gebühren zu lösen, deren Verteilung an die globalisierten Hersteller aber einen Wirtschaftskampf auslösen und deren Durchsetzung bei den Nutzern zu bürgerkriegsähnlichen Unruhen führen würde. So bleibt wohl nichts anderes, als die Produktion von „freeware“ als eine rein hobbymäßige Aufgabe zu betrachten und die Produktion von „shareware“ tendenziell in stabile kommerzielle Rahmenbedingungen zu überführen.

*„Die Programmhersteller
dürfen nicht auf ein
„Grauzonen-Businessmodell“
vertrauen.“*

Diese kommerziellen Rahmenbedingungen müssen aber nicht zwingend auf Gewinnmaximierung ausgerichtet sein. Auf dem Gebiet des Electronic Government beispielsweise

wird eine Menge Shareware - heute noch als „Best Practice“ bezeichnet - benötigt werden, die man in Softwareparks in neuen Organisations- und Arbeitsformen in Agenturen, Genossenschaften und gemeinnützigen GmbHs aufbauen könnte. Ähnliche Notwendigkeiten zeichnen sich in den Schulen und Hochschulen ab, dicht gefolgt von den kleinen Handwerkern, die sich auf Dauer die Weltmarktpreise der Software nicht leisten können. Derzeit ist allerdings der Traum eines jeden „BAT-Softwarespezialisten“ des öffentlichen Dienstes, in Kürze in das gelobte Reich der privaten Maximalerwerbswirtschaft abgeworben zu werden, noch sehr aktuell. Überkapazitäten drohen auf diesem Gebiet nicht unmittelbar.

Eine denkbar günstige Entwicklung könnte mit neuen Dienstleistern eintreten, die mit allen Softwareherstellern saubere vertragliche Bindungen haben und die gegen Gebühr den Benutzer mit Services wie „Upgrade on Demand“ versorgen, wobei jeweils ein „Mehr“ an Service als beim einfachen Download geboten werden muss. Dieses gedankliche Konstrukt erinnert natürlich fatal an die in der Netzwelt nicht gerade beliebten öffentlich-rechtlichen Anstalten und wird deshalb noch lange Zeit ein Diskussionsgegenstand und nicht eine Geschäftsgrundlage sein.

Aber der Druck auf solche Lösungsmöglichkeiten wird größer. Ob Software im Sinne eines Computerprogramms oder Software im Sinne eines Content: Die Gerichte kapitulieren angesichts der technischen „Nichtschützbarkeit“. Ein Berufungsgericht im kalifornischen San Jose befand, dass sogar die Verbreitung eines Computerprogramms zur Entschlüsselung von DVDs im Internet durch das Recht der freien Meinungsäußerung geschützt ist³³.

³² Die 1,257 Mio. Zugriffe auf www.bsa.de im vergangenen Jahr untermauern die steigende Sensibilität und gleichzeitig den hohen Informationsbedarf. Die zahlreichen Downloads von Infobroschüren oder Softwaretools zeigen die Sorge der Anwender, unwissentlich illegale Software zu benutzen; vgl. www.bsa.de/pressecke/2001/Bs021-03.html

³³ Vgl. Spiegel Online, Netzwelt vom 2. 11. 2001

Zocken mit dem „Push“

1998 wurde eine neue technologische Sau durchs globale Dorf getrieben: Die „Push-Technik“ im Web erschien sehr vielen Startups als die ideale Ergänzung des allzeit noch notleidenden Businessplans, der ja im Wesentlichen auf potentielle Werbeeinnahmen zielte. Dem wehrlosen User sollten mehr oder weniger differenzierte Werbe-Applets oder Werbebanner mit interaktiven Knöpfen Bekenntnisse zum Empfang der Werbebotschaft oder sogar erste Kaufimpulse abgetrotzt werden. Ganz neu war die Idee nicht, aber die Zahl der Startups mit dieser Geschäftsidee nahm sehr stark zu. Legales Vorbild war wie so in vielen Details amazon.com, das in seinem Portal jedem auf jedes Stichwort automatisch ein anscheinend passendes Buch empfiehlt, auch wenn es dieses noch gar nicht gibt.

Nicht nur die für Werbung Verantwortlichen hatten dabei ein ungutes Gefühl, das Entstehen von veritablen Drückerkolonnen veranlasste auch viele Nutzer, endlich einen „Webwasher“ einzusetzen, was die Proxy-Server der großen Firmen-Intranets schon längst getan hatten. Viele Untersuchungen belegten recht eindrücklich, dass die dennoch

„Öffentliche und geeignete private Informationsdienste könnten über einen „Door Message Service“ mithilfe eines vertrauenswürdigen Dritten als Betreiber realisiert werden.“

bis zum Endnutzer durchkommende Werbung dort eine deutliche Spaltung hinterlässt: Einerseits eine feststellbare heftige Abneigung gegen das beworbene Produkt und anderer-

seits das völlige Ignorieren jeglicher Bannerwerbung.

Inzwischen haben Amtsgerichte den Push-Technik-Anwendern nachdrücklich vorgehalten, dass – analog zum bestehenden Verbot des Telefonmarketing - auch im digitalen Internet aus Gründen des Verbraucherschutzes ungebetene Marketingaktionen nicht erlaubt seien. Die entsprechenden Anbieter setzen nun alles daran, mithilfe von vielerlei feedback-Möglichkeiten ein „Opt-in-Opt-out-Modell“ zu umgehen. Die künftige Technik wird weder der Werbung noch dem Marketing-Flash entgegenkommen können, weil zum Beispiel UMTS nach heutigem Planungsstand fast überall gemäß dem jeweiligen Datenvolumen tarifiert werden soll. In der Volumentarifizierung ist dann die unerbetene Werbung rund um eine kleine e-Mail beim User genauso unbeliebt wie das Werbebanner auf einer Webpage. Es wird aber nicht die Werbung verschwinden, sondern es wird der Druck auf die Datenvolumen-Tarifierung, etwa durch Flatrate-Strategien, zunehmen. Gegen die zunehmend eingesetzten Filtersysteme gibt es für die „pushende“ Wirtschaft kein Heilmittel. Öffentliche und geeignete private Informationsdienste könnten über einen „Door Message Service“ mithilfe eines vertrauenswürdigen Dritten als Betreiber realisiert werden. Eine ausführliche Lösungsdiskussion macht hier aber noch einige Zeit keinen Sinn, weil die meisten Akteure noch gar nicht wissen, dass es überhaupt dieses Problem geben wird.

Noch in den Kinderschuhen steckt das organisatorische Gegenmittel für unerbetene e-Mails, die sogenannten „Robinson-Listen“. Heise berichtet, dass „der Eintrag in eine Liste, wie sie unter anderem der Interessenverband Deutsches Internet (IDI) herausgibt, kaum Abhilfe gegen die ungewollten Werbe-Mails schafft. Notorsche Spammer würden sich nicht an Robinson-Listen halten, sagte

der Leiter des eco-Arbeitskreis Online-Marketing, Torsten Schwarz: "Der Eintrag in eine solche Liste ist nichts anderes als ein Placebo."³⁴ Richtig ist wohl auch die Einschätzung, dass „Robinson-Listen ein lukratives Ziel für Cracker werden könnten. Die dort gespeicherten Adressen seien für Spammer besonders wertvoll, weil die Robinson-Mitglieder in der Regel kaum in den Spam-Verteilerlisten stünden und deshalb eher wenig Werbung per E-Mail bekämen“. Auf diesem Gebiet fehlt noch das gesamte Arsenal von Software-Agenten, ohne deren Hilfe der Einzelne tatsächlich bald im „Spam“ zu ersticken droht und keine andere Möglichkeit hat, als regelmäßig und in kurzen Abständen seine Mailadresse zu wechseln. Einen Schutz vor den fleißigen „automatischen“ Mailservern könnten Verfahren mit mehreren zu kumulierenden Mailadressen bzw. anderen „Passwörtern“ für den Absender bieten. Für die Entwicklung solcher Tools ist aber niemand zuständig.

Zocken mit der URL

Über das Zocken mit der URL kann man zunächst nur Erheiterndes auflisten. Für einen Vortrag im Mai 2000³⁵ habe ich aktuelle Stichworte rund um den Begriff „Ethik“ unter den entsprechenden Adressen, den sogenannten URLs (Unique Request Location) und hier speziell in den Top-Level-Domains (TLDs) im Web nachgesehen und die Ergebnisse aufgelistet: Unter wirtschaftsethik.de findet man eine Werbeseite von „abitare al mare – Wohnen am Meer“, der Vermittlung von privaten Ferienwohnungen in Sardinien; unter moral.de stößt man im Web auf die

Erstpräsentation der OK-onlinekaufen.de GmbH. Völlige Fehlanzeige im Netz war aber die Adresse „gutes-benehmen.de“, aus dem Internet schallte es zurück: „the requested URL could not be retrieved“.

Schon aus diesen Beispielen wird das Phänomen und die Eigenart der Domain Grabbers deutlich. Hier sind nicht etwa vor allem Agenturen am Werk, die für sich und ihre potentiellen Kunden Markennamen sichern, sondern eine Vielzahl normaler Netzleute, die durch die Weltereignisse stimuliert werden, sich ihren kleinen Informationsclaim abzustocken, ihr kleines Schutzrecht zu genießen und dadurch vielleicht einmal reich und berühmt zu werden. Die meisten geben wohl auch ein chaplinesk-tristes Goldrausch-Bild ab.

Berühmt werden mag noch möglich sein, wenngleich nur in der herostratischen³⁶ Variante. Bestes Beispiel ist ein Internethändler, der sich nach Bekanntgabe der Initiative D21 die Domain d21.de sicherte und die Initiative eben zur Variante „initiated21.de“ greifen musste. Reich werden ist damit nicht möglich. Denn die tatsächlichen Markeninhaber klagen den „Info-Claim“ im Bedarfsfall mit einfachen Brutal-Vordrucken aus dem Weg. In diesem Zusammenhang ist der Hinweis angebracht, dass sich die Zahl der niedergelassenen Anwälte in Deutschland von 1998 bis 2000 von 88.000 auf 104.000 erhöht hat, und dass das „amerikanische Anwaltsmodell“ auch in Europa immer beliebter wird.³⁷

³⁶ so benannt nach Herostrates, der 356 v. Chr. den Artemis-Tempel in Ephesos anzündete, um berühmt zu werden.

³⁷ Vgl. John Horvath, *The Next Wave: Internet Insurance*, [/bin/tp/issue/download.cgi?artikelnr=5866](http://bin/tp/issue/download.cgi?artikelnr=5866) vom 04.03.2000: "Following this, came the lawyers. Whenever a large sum of money is involved, you can expect to find them. With their talents at twisting and manipulating reality beyond all reason, many were sure that we have now reached the end. Yet, although there has been a marked increase in litigation involving copyright and domain name disputes, online civil disobedience against the long arm of the law has been effective in keeping at least a portion of computer-mediated civic discourse alive".

³⁴ gegenüber heise online, 8.11.2001

³⁵ siehe unten ausführlicher: Mensch und Informationsgesellschaft - neue ethische Fragen? Führungsseminar der Landespolizei Baden-Württemberg „Unternehmensethik in Zeiten der Globalisierung“, Schloss Weikersheim, 22. Mai 2000

Es wird also auch hier letztlich nur mit Information gezockt. Dennoch ist es keine Variante des „homo ludens“, denn der anthropomorphe Spieltrieb wird beim langen öden Warten auf ein Opfer nicht gerade gefördert. Lösungen für die Domain Struktur gibt es trotz aller Beteuerungen von ICANN und der Netzszene keine, wenn man nicht ein völlig neues Internet will. Sollte es zu einer Neudefinition eines Internet - man denke an die Bestrebungen der US-Regierung, ein „sicheres“ Gov-Net zu realisieren - im Zuge einer umfassenden Neudefinierung von Netzinfrastrukturen kommen, dann wird dies wohl auf der Seite der Endnutzer einen Nummerungsplan wie beim Telefon bedeuten, der Spaß mit dem Info-Claim kann dann nur noch mittels eines Alias oder eines Nickname erfolgen.

Schon heute ist ein Vorgeschmack @T-Online bzw. @AOL.com zu bekommen, auch die phantasievollen Kriegernamen der Intensiv-Chatter zeigen in diese Richtung. Bei Hei-

„Viele e-commerce-Modelle sind darauf angewiesen, auch ein geographisch sortiertes Treibnetz aus Tausenden von Adressen zu knüpfen.“

se-Online war über die Top Level Domains (TLDs) zu lesen „Die sieben internationalen und 250 nationalen TLDs bieten zwar die Möglichkeit, die Konkurrenz um einen Domainnamen zu entschärfen und prinzipiell auf verschiedenen Ebenen auch gleiche Namen vergeben zu können, aber das Begehren auf eine umfassende Inbesitznahme des Namens in allen Variationen scheint doch sehr groß zu sein“. Somit können die verschiedenen Online-Schiedsgerichte letztlich nichts bewirken, auch nicht bei einer erhebliche Erweiterung der TLDs.

Zocken mit Adressen und Tracing

In den USA und anderen Ländern, in denen man keine Meldepflicht kennt, sind aktuelle Adressen ein wertvolles Gut. Neben den auch bei uns immer beliebteren e-Mail-adressen-Abzocke wie „wollen Sie diesen Artikel an einen Freund mailen?“ sind dort zahlreiche Websites darauf hin angelegt, dem „Freund“ einen kleinen Werbeatikel zu schicken und damit eine aktuelle Adresse zu erhalten. Viele e-commerce-Modelle sind darauf angewiesen, auch ein geographisch sortiertes Treibnetz aus Tausenden von Adressen zu knüpfen. Dazu reicht die e-Mailadresse bekanntlich nicht aus.

Die Berliner Datenschutzbehörde schreibt: „Jede zweite Mark, die Unternehmen für Werbung ausgeben, fließt in das Direktmarketing. Dabei handelt es sich um eine Form von Werbung, die potenzielle Kunden gezielt und direkt - z.B. in Form von Werbeschreiben (sog. Mailings) - ansprechen soll. Die Erfolgsquote des Direktmarketing ist umso größer, je genauer die Informationen sind, die dem Werbeunternehmen über das Konsumverhalten der umworbenen Kunden zur Verfügung stehen. Auf dem Adressmarkt steigt daher der Preis für Adressdateien mit der Genauigkeit des Kundenprofils, das zusammen mit der Anschrift verkauft wird.

Und daher ist das Internet das ideale Treibnetz für das Einsammeln solcher Informationen, obwohl seitens der Gerichte in Deutschland die Sachlage eindeutig klar ist: „Demgegenüber ist die Direktwerbung per Telefon, Fax und E-mail grundsätzlich unzulässig. Nach der Rechtsprechung des Bundesgerichtshofs (BGH) ist Telefonwerbung nur bei vorherigem Einverständnis bzw. bei einer bestehenden Geschäftsbeziehung zulässig und hat 1995 diese Grundsätze auch auf die Zusendung von Werbung durch Faxmitteilungen übertragen. Für den Bereich der E-mail-Wer-

bung hat das Landgericht Berlin in mehreren Entscheidungen aus dem Jahr 1998 klargestellt, dass das unaufgeforderte Zusenden von Werbe-E-mails einen unzulässigen Eingriff in das allgemeine Persönlichkeitsrecht einer Privatperson bzw. den eingerichteten und ausgeübten Gewerbebetrieb eines Unternehmens darstellt.

Listbroking, d.h. das "zur Verfügung stellen von Datenmaterial", stellt nach dem DSGVO eine Übermittlung an den Datenhändler dar. Daten werden daher nicht bloß "zur Verfügung gestellt", sondern übermittelt. Dies gilt auch dann, wenn die Daten nur einmal verwendet werden. Der Grund, warum es sich um eine Übermittlung handelt: Die Daten werden nicht mehr für den ursprünglichen Zweck verwendet, sondern für einen neuen. Es entsteht also durch diese harte Haltung der deutschen Gerichte zwangsläufig ein „kleiner Grenzhandel“, der natürlich den Akteuren im (seltenen) Flagrantfall „völlig unbekannt“ ist. Die Adresse wandert über die Grenze und von dort zurück.

Lösungen auf Seiten des Verbrauchers erscheinen recht aufwändig. Die Berliner Datenschutzbehörde empfiehlt eine Art modernes Pfadfinderspiel: „Wollen Sie herausfinden, welchen Weg Ihre Adresse nimmt, so verändern Sie die Schreibweise Ihres Namens oder Ihrer Adresse geringfügig, wenn Sie eine Bestellung aufgeben oder an einem Preisausschreiben teilnehmen (z.B. durch Hinzufügen des Anfangsbuchstabens eines weiteren Vornamens). Taucht die abgewandelte Schreibweise auf neuen Zusendungen mit bisher unbekanntem Absender auf, so lässt sich nachvollziehen, wer von wem die Adresse erworben hat“.

Die Marketry Company in Bellevue, Washington verkauft e-mail-Adressen von Internetnutzern, die sie aus Newsgroups abzapft: "These are email address of individuals who are actively using the Internet to obtain and

transfer information. They have demonstrated a substantial interest in specific area of information on the Internet. They are regularly accessing information in their interest areas from newsgroups, Internet chats and websites", sagt sie in ihren Pressemeldungen. Die Liste wächst monatlich um 250.000 Mailadressen, alle mit Internet-Präferenzen der Nutzer: "Adult, Computer, Sports, Science, Education, News, Investor, Games, Entertainment Religion, Pets." Die Washington Post schreibt weiter, dass der Präsident von Marketry den derzeitigen Besitzer der Liste von US-Usern und Nicht-US-Usern nicht nennen will, das sei vertraulich. In der Webpage, die diesen Fall zitiert, wird als Abhilfe empfohlen: „Entweder sich von Junk Mails überschwemmen lassen oder zusammen mit allen Freunden und deren Freunden *ganz, ganz viele Protestmails* an "listpeople@marketry.com" schicken“.

Wenn also - in anderen Worten - eine DoS-Attacke auf das sündige Unternehmen induziert wird, was wiederum gegen alle einschlägigen Ethik-Codices verstößt, dann wird deutlich, dass es bei den „guten“ Adressen um wertvollste Information geht. Man halte sich vor Augen: Ein Jahr Datenspur eines Users ist in unserer Zeit kommerziell - und im Bedarfsfall auch polizeilich - erheblich interessanter als das komplette Genom: Man sieht nicht die Anlagen, sondern das tatsächliche Verhalten. Spätestens an dieser Stelle sollte eigentlich deutlich geworden sein, dass diese Art von Zockerei nur mit einem völlig renovierten „Internet“ aufhört, wo Adressen organisatorisch bei (noch nicht existierenden) „vertrauenswürdigen Dritten“ und auch dort nur *temporär* gespeichert sind.

Richtig in der Bredouille sind die öffentlichen Verwaltungsportale, die sich in ein Electronic Government zusammen mit privaten Firmen - in die aus öffentlichem Geldmangel heraus so beliebt - „Public-Private-Partner-

schaft“ begeben. Wenn auch nur eine Adresse (die genau so im Telefonbuch steht) in unbefugte Hände gerät, wankt das ohnehin schwache Vertrauen des Bürgers in „seine“ virtuelle Kommune.

Zocken mit dem „Datenmüll“

Was dem einen der „Zugriff auf das Wissen der Welt“ erscheint, ist dem anderen ein furchterregender 25-Milliardenberg von Websites, der während dieses Vortrags um weitere 100.000 anwächst. Die Kapitulation vor dem „Informationsberg“ führt selbst in der Wissenschaft zu skurrilen Methoden, etwa mithilfe einer Suchmaschine aus einem repräsentativen Random-Ergebnis eine „Wissensleistung“ zu machen, wo alles nicht explizit aufgeführte einfach zum „Informationsmüll“ umgelabelt wird. Der menschliche Experte, der ein Buch empfiehlt, implizierte per Lite-

„Informationen zuzusenden – das ist schließlich eine tolle Errungenschaft des Internet – kann und sollte daher grundsätzlich nur auf Zeit („feature timer“) gegeben werden. Nach Ablauf dieser Zeit sollte keine „Abmeldung“ erfolgen müssen, sondern ein stilles Erlöschen.“

raturliste auch als Wissensleistung, 99 andere Bücher gelesen, aber nicht empfohlen zu haben. Der Suchmaschinenexperte empfiehlt auch ein Buch, hat aber die 99 anderen nicht gelesen. Hier führt also Informationsselektion nicht zu einem Aufbau von Wissen, sondern zu dessen Reduzierung.

Dies sollte man nicht übersehen, wenn unter dem Stichwort „Data Mining“ versucht

wird, die Informationsschätze zu heben. Im e-Commerce ist man aber von blassen methodischen Zweifeln nicht angekränkt. Unter der Überschrift „M-Marketing im Kommen“ vom 23. August beklagt der Vorstandschef der Unternehmensberatung Mummert + Partner. technische und rechtliche Hürden, die den Großeinsatz der mobilen Werbebotschaften bremsen: „Die Ausgangslage ist nicht gerade

„Die Kapitulation vor dem „Informationsberg“ führt selbst in der Wissenschaft zu skurrilen Methoden.“

ideal: Die Datenbanken der Firmen enthielten noch längst nicht genügend detaillierte Kundeninformationen für eine direkte Ansprache. (...) Daher sollten Firmen ihre Kundendateien mit Hilfe aller Medien aufbauen und Daten aus allen verfügbaren Kanälen in einer Datei zusammenführen. So könnte sie für die personalisierte Kundenansprache effektiv nutzbar gemacht werden. Mit so einem Data Warehouse könne man dem Ideal des "gläsernen Kunden" näher kommen. Derzeit sei die traurige Realität, dass ein Kunde durch oft unpersonliche Massenmails mit Datenmüll überfrachtet werde. Eine korrekt personalisierte Ansprache könnte den Rücklauf um bis zu 70 Prozent steigern. Während in Deutschland direkte Werbung im Festnetz verboten ist, befinden sich Werbebotschaften aufs Handy noch in der juristischen Grauzone. Das EU-Recht ist in diesem Punkt liberaler. Solange nicht klar ist, ob mobiles Marketing erlaubt sein wird, haben Firmen eine Hintertür: Beim "Permission Marketing" erteilt der Kunde seinem Telefonanbieter oder einer Firma die Erlaubnis, ihm Informationen aufs Handy zu schicken“.

Auch hier treibt mit „Permission Marketing“ wieder das eingangs beschriebene einfache „Click&Drag&Drop“-Prinzip sein Unwesen: Ein User erklickt sich im Netz ein Auto, kauft es und wird dann jahrelang noch mit Autowerbung zugemüllt. Das „Opt-In“, also die Erlaubnis an Anbieter, Informationen zuzusenden - das ist schließlich eine tolle Errungenschaft des Internet - kann und sollte daher grundsätzlich nur auf Zeit („feature timer“) gegeben werden. Nach Ablauf dieser Zeit sollte keine „Abmeldung“ erfolgen müssen, sondern ein stilles Erlöschen. Ein solch plausibles und einfaches Modell ist in der Datenbank- und Internetwelt aber bisher noch nicht bedacht und daher schon gar nicht realisiert worden.

Zocken mit den Megabytes

In den Bürobearbeitungsprozessen auf der ganzen Welt ist und bleibt es oft erforderlich, ein mehr oder weniger umfangreiches Dokument mit einem kurzen Kommentar oder einer Paraphe an eine andere Bearbeiterstelle weiterzuleiten und zugleich Dritten mitzuteilen, dass man dies getan habe. Im Papier- und Kopierbüro geschieht dies mit dem Code „Kopie o.A.“, also „ohne Anlage“ mit der Variante „nur Titelblatt“. Gerade bei umfangreichen Dokumenten war dies oft eine hilfreiche und selbstdisziplinierende Maßnahme zur Eindämmung der Papierflut. Bevor man eine Hilfskraft, eine Sekretariatskraft oder gar sich selbst an den Kopierer stellte, überlegte man doch, wer das umfangreiche Original wirklich haben musste.

In den gängigen Mailsystemen des Wired Office gibt es keine unmittelbare Möglichkeit³⁸ der „Kopie ohne Anlage“ mehr, und

gäbe es sie, würde sie wohl kaum einen Moment des Innehaltens bewirken. Ein Klick auf „Forward“ oder „Reply with History“ und alle cc-Empfänger sowie bcc-Empfänger können sich minutenlang überzeugen, dass man sie umfassend informiert. Natürlich sind 1,5 MB ein Klacks, wenn man an einer 100-mbps-Pipe hängt, und auch im DSL oder sogar ISDN erträglich. Weniger erträglich ist das bei einer schlichten Analogverbindung im Hotel, vollends unerträglich für einen mobilen Empfang. Nicht einmal bei UMTS-Bandbreiten - eine derzeit weit verbreitete Zockerhoffnung - gibt es die Megabytes auf Knopfdruck.

„Über ein eingeblendetes

„Wollen Sie wirklich 1,5 Megabyte Anlage an alle Empfänger schicken?“ oder „wollen Sie wirklich jetzt 1,5 Megabyte Anlage downloaden?“ würden sich Sender und Empfänger gleichermaßen ärgern.“

Für eine Lösung helfen wohl weder Ergänzungen der Netiquette für den Sender noch Appelle an die Filterfähigkeit des Empfängers. So, wie kaum jemand es fertig bringt, einem klingelnden Telefon keine Aufmerksamkeit zu schenken - natürlich mit Ausnahme von Behördenschaltern - so wenig widersteht der Normalbenutzer dem Klickreflex auf die frisch eingetroffene Mail. Über ein eingeblendetes „Wollen Sie wirklich 1,5 Megabyte Anlage an alle Empfänger schicken?“ oder „wollen Sie wirklich jetzt 1,5 Megabyte Anlage downloaden?“ würden sich Sender und Empfänger gleichermaßen ärgern. Populäre Programme wie der Acrobat Reader nerven dabei zeitlich doppelt: der einfache Klick auf

³⁸ Man kann natürlich eine zweite Mail erstellen und diese ohne Anlage schicken - dies habe ich aber selbst bei Tausenden von Mails weder erlebt noch gemacht.

die *linke* Maustaste zeigt das Dokument, man kann es nach Durchlesen aber nicht abspeichern. Der einfache Klick auf die *rechte* Maustaste und der Klick auf „Verknüpfung“ speichert das Dokument ab, allerdings bevor man es lesen kann. Also macht man sich - unter ritueller Beschimpfung des „langsamen Netzproviders“ die doppelte zeitliche Mühe³⁹, erst linksklick laden, lesen, für brauchbar empfinden, dann zurück, rechtsklick noch mal laden und abspeichern.

*„Zur heutigen universellen
„e-Mail“ kämen dann in einer auszu-
handelnden Hierarchie zum Beispiel die
e-Notiz, der e-Brief,
das e-Päckchen, das e-Paket, die
e-Kiste bis hin zum e-Container.“*

Die gigabytigesten Festplatten unserer Büros würden längst bersten, wenn nicht in den meisten Büros die heruntergeladenen Dokumente im Default-Verzeichnis „temp“ landen würden, wo sie sich - zum morgendlichen Entsetzen der teuer geschulten Fachkraft - über Nacht oft selbst entsorgen. Ein Lösungsweg könnte darin bestehen, dass man in der Netzwelt die guten alten Klassifikationen der Post wieder einführt. Zur heutigen universellen „e-Mail“ kämen dann in einer auszuhandelnden Hierarchie zum Beispiel die e-Notiz, der e-Brief, das e-Päckchen, das e-Paket, die e-Kiste bis hin zum e-Container. Die einzelnen e-Postklassen wären wie die heutigen differenziert nach Eilbedürftigkeit, Wichtigkeit und identifizierender Nachvollziehbarkeit. Der Mobilempfänger erhielte eine e-Notiz mit

Absenderangabe⁴⁰, dass im Netz ein e-Paket mit 10 MB auf seinen Abruf wartet oder dass ein 100 MB großer e-Container an einer angegebenen URL „netzlagernd“ bereitsteht. Denkbar wäre dafür auch ein neuartiges „Personal Mail Portal“⁴¹, das den aus der Papierwelt einfach in die Elektronikzeit übernommenen Briefkasten ersetzen könnte.

Es ist sicherlich nicht gleich die „gelbrote“ Ethikkarte zu ziehen, wenn gedankenlos die Megabytes durch die Netzgegend geschickt werden. Aber ein „Netikettchen“ (ein Namensvorschlag für das noch fehlende „e-Knöllchen“) wäre es schon wert, zumal die Begrenzungen selbst in der Nach-UMTS/DSL-Zeit deswegen anhalten werden, weil der weltberühmte „mobile Nutzer“ wahrscheinlich niemals ein Glasfaserkabel hinter sich herziehen wird.

Ein „infrastruktureller“ Lösungsweg mit verabredeten Größenklassen von elektronischen Informationen ist aber durch die schlichte Tatsache verbaut, dass niemand mehr dafür zuständig ist, solche allgemein gültigen infrastrukturellen Normen aufzustellen und zu implementieren. Nicht einmal die Technikverbände kommen hier noch zu Empfehlungen“, weil inzwischen eine Empfehlung nur noch Sinn macht, wenn man sie kundengerecht gleich als geschreddertes Papier verschickt. Die Deutsche Post - präziser gesagt - würde als privatisiertes Unternehmen zwar sicher überlegen, ob Begriffe wie „e-Päckchen“ oder „e-Paket“ nicht die Markenrechte ihrer „e-Post“ verletzt. Andere würden - soweit nicht schon geschehen - sich die Markenrechte an solchen Begriffen sichern und Post, UPS und alle übrigen Transportdienstleister darüber informieren, dass die Übernahme des Schemas nicht ganz billig werden dürfte.

³⁹ derart ödes Warten lässt sich immer noch nicht an einen Softwareagenten wegdelegieren. Alle Nutzer starren auf die Sanduhr und tragen mit dieser „Kleinstpause“ zum Leerlauf bei.

⁴⁰ nicht einfach eine Short Message, dies wurde häufig als „Billig-SMS“ missbraucht

⁴¹ Details sollen aus patentrechtlichen Gründen an dieser Stelle nicht genannt werden.

Ein Freund, dem ich während seines Anrufs das denkbare Schema von „e-gramm“ bis „netzlagernd“ schilderte, geriet fast aus dem Häuschen, ich solle mir doch diese Begriffe schnellstens sichern, vor allem auch die entsprechenden Domainnamen. Ich entgegnete, dass das nicht gerade der richtige Moment sei, weil ich gerade an einer Abhandlung im Kontext einer Ethik für den e-Commerce säße, in der ich gerade diese Verhaltensweise pejorativ als eine Art Informationsabzocke bezeichne. Mein Freund, der mittlerweile schon in der Suchmaschine herumklickte,

„Allein die Tatsache, dass ich in meiner Festplatte die alten Texte schneller finde als ich mir eine neue Formulierung ausdenken kann, belegt die Behauptung einer Kreativitätsfalle hochevident.“

hatte dafür alles Verständnis und schlug vor, dies für mich zu erledigen, bis ich nach der Rede in zwei Wochen wieder ohne solche Skrupel sei. Mit Sicherheit würde jemand auf dieser Veranstaltung die Idee klauen, allerdings gebe es leider die Domain „netzlagernd.de“ schon, hingegen seien einige andere frei. Dieses Telefonat führt nun direkt zu der neuen Qualität des Plagiats mit Click& Drag&Paste, die man als heftigste aller modernisierten Info-Abzockereien bezeichnen kann.

Zocken mit dem Plagiat

Es ist nicht das große sensationelle Plagiat, das mit dem Netz in unsere Kognitope⁴² ein-

zieht. Vielmehr greifen Usancen um sich, die mit Click&Drag&Paste die vielen kleinen Alltagsinformationen zu einem einheitlichen

„Zur heutigen universellen „e-Mail“ kämen dann in einer auszuhandelnden Hierarchie zum Beispiel die e-Notiz, der e-Brief, das e-Päckchen, das e-Paket, die e-Kiste bis hin zum e-Container.“

Brei verrühren. So wäre es unvernünftig, einen Fließtext wie diesen vorliegenden Aufsatz zu plagieren, weil das Umredigieren länger dauern würde als das einfache Neuschreiben nach dem Durchlesen. Eher schon kommt das Plagiat nicht über WORD, sondern über das beliebte Powerpointing hinterrücks in die Alltagswelt. Selbst in Dissertationen, einem der letzten Residuen der Nachweispflicht, werden höchstens Literaturlisten mit Click&Drag&Paste rationalisiert. Textplagiate fallen deswegen auf, weil die Berichterstatter dicke Dissertationen ohnehin nur noch mit der Suchwortfunktion der Textverarbeitung selektiv lesen.

Viel Zeit sparen lässt sich aber - und alle tun es - mit dem Plagiat von aufwändigen Graphiken in der „Chartware“. Eine kleine Neubeschriftung von Templates, und das Neugeschaffene wird nicht nur von Stichwortsuchprogrammen übersehen, auch der strengste Prüfer braucht geradezu ein fotografisches Gedächtnis, wenn er sich in den Anschaulichkeiten nicht einlullen lassen will. Praktischerweise sollte er - getreu dem alten Grundsatz „plagiatum et altera pars“ - sich die anschaulichsten Grafiken selbst auf die Festplatte downloaden. Gewiss ist hier keine allgemein anwendbare Lösung in Sicht. Falls es notwen-

⁴² „Kognitop“ ist ein schnell geschaffener Instant-Begriff, ein lateinisch-griechischer Wortbastard, der das unschöne (aber vielleicht treffendere) Wort „Kognitions-Biotop“ ersetzen soll. Warum? Alle tun es doch ☺

dig werden sollte, etwa im akademischen Qualifizierungsbereich die Spreu vom Weizen zu trennen, werden wohl die schriftlichen Arbeiten weniger bepunktet werden müssen als die dann - zeitlich auszudehnenden - mündlichen Prüfungen.

Vor zwölf Jahren habe ich einmal den "Copy"-Befehl als einen „noch schlimmeren Angriff auf menschliche Kreativität als den Fotokopierer“ bezeichnet. Die Versuchung zur "Mehrfachausnutzung" von originär erarbeiteten Inhalten sei „plausiblerweise um so größer, desto einfacher der Zugriff auf die ein-

„Gesellschaftsmodelle ohne hinreichende Eigenschutzmechanismen, ohne Selbstbindungen und ohne akzeptierte normative Eichwerte sind in der Geschichte immer wieder als „zeitlich begrenzt“ aufgefallen.“

zelen Bausteine dieser originären Arbeit ist“⁴³. Damals sah ich noch eine Lösung in einer Mischung von Volltextretrieval und „juristischen Sanktionen“, was mir heute schwerer fällt. Allein die Tatsache, dass ich in meiner Festplatte die alten Texte schneller finde als ich mir eine neue Formulierung ausdenken kann, belegt die Behauptung einer Kreativitätsfalle hochevident.

Im Bereich des e-Commerce heißt dies, dass Myriaden von Templates auf den Gigabyteplatten der zahlreichen designorientierten Anbietern von „Portalen“, „Plattformen“ und

„Websites“ nur darauf warten, den nächsten Kunden ganz individuell abzuzocken: „Neue gute Elemente bauen wir nicht ein, weil die eh kopiert werden, wir kopieren aber auch keine Guten, weil man die wiedererkennen würde“, so die Auskunft eines nicht genannt sein wollenden Designbastlers GbR. Wir können also eine Tendenz hin zu einer Softwareproduktion ausmachen, die tatsächlich Bekanntes aus Bekanntem schafft, die kopiert ohne zu stehlen, die auch nachhaltig Neues vervielfältigt und davon zum Teil schon ganz gut lebt. Das Ganze gemahnt an die Vorstellung von Michelangelo-Schülern, die von Anfang an erst gar keinen Michelangelo brauchen.

Aber so ganz neu erscheint das auch wieder nicht, weil man solche legalen Plagiate schon immer im Bereich der Schaufensterdekoration kennt. Die Vielfalt beschert da doch immer wieder kreative Überraschendes.

„e-Ethik“ - ein Last-Paragraph-Wort?

Der finnische Informationsgesellschafts-Experte Illka Tuomi bezeichnete vor kurzem⁴⁴ die ethischen Fragen als ein zentrales Desiderat künftiger Forschungsarbeit, wichtiger sogar als die Technikforschung. Auf keinem Gebiet seien jedoch die habhaften Begriffe so rar, niemand wisse letztlich, wie und wo man in einem globalisierten Kontext mit der Umsetzung von „e-Ethik“ beginnen könne.

Die alltagsweltliche Realität im e-Commerce ist wahrscheinlich ein noch krasserer Gegensatz zu den codifizierten und allseits akzeptierten „Geboten“. Während bei den biblischen zehn Geboten in der Entwicklung der Industriegesellschaft wenigstens das Gebot „Du sollst den Feiertag heiligen“ sogar weit über die kirchlichen Feiertage hinaus voll ak-

⁴³ Klumpp, Dieter: Neue Medien - alte Probleme: Das Gestaltungspotential kann durch neue Fragestellungen vergrößert werden. in: Gottwald, Eckart/ Hibbeln, Regina/ Lauffer, Jürgen/, Alte Gesellschaft - Neue Medien, Opladen 1989, S.93-98

⁴⁴ so Tuomi, unter anderem langjähriger hochrangiger Forscher bei Nokia, am 8. November auf dem ersten Workshop des Verbundkollegs Berlin.

zeptiert wurde, zeichnet sich bei den Ethik-codices für die Informationsgesellschaft noch kein einziges Gebot ab, das einen ähnlichen Erfolg verbuchen könnte. Von der heute real existierenden Institutionellen Ethik bis hin zu einer denkbaren Infrastrukturethik - überall werden durch die „ungeheure Leichtigkeit des Seins“ im Netz Hemmschwellen überbrückt, die vorher nur mit Anstrengung und in Ausnahmen fielen. Diese „Infozocker-Phase“ wird lange anhalten, zumal sich der Wissensbegriff derzeit rasch und nachhaltig wandelt.

*„Man muss sich ansonsten wohl an die
Tatsache gewöhnen, dass Ethik
auch im e-Commerce das
Ewig-Kleingedruckte bleibt.“*

Die sich unversehens *kollektivierende* „Alle-tun-es-Gesellschaft“, auf die man über-raschender Weise als zeitliche Parallele zur *individualistischen* „Spaß-Gesellschaft“ stößt, nimmt sich das letzte Element des „homo ludens“. Denn Spiel macht ja nur Spaß, wenn es genormte Regeln gibt, die man einhält, was das Spiel ja vom „Zocken“ und wahrscheinlich vom Leben definitorisch abgrenzt. Aber selbst der Markt-Merlin Milton Friedman sagte seinen Chicago Boys immer wieder, dass das Markt-Business „within the rules of the game“ stattzufinden hätte, was diese geflissentlich überhörten. Nico Stehr hat mit seiner Analyse wohl nur zu Recht, “that the modern economy, as it transforms itself into a knowledge-based economy, loses much of the immunity from societal influences it once enjoyed, at least in advanced societies”⁴⁵.

Man muss sich ansonsten wohl an die Tatsache gewöhnen, dass Ethik auch im e-Commerce das Ewig-Kleingedruckte bleibt. Wie auf dem Gebiet der Ökologie, wo in Publikationen und Filmen der „Öko-Schwanz“ längst etabliert ist, wie auf dem Gebiet der IT-Geräteentwicklung, wo im ersten oder letzten Absatz rituell beteuert wird, dass alles „menschengerecht“ oder „human-zentriert“ zu verstehen sei, so gerinnt auch der Appell zu einer praktischen e-Ethik zum Lippenbekenntnis, zum habituellen „Last Paragraph Word“, zu einer „Kodex-Coda“. Die Verlockungen des Click& Drag& Paste, des „Smokeless Retrieval“, des Abschaltknopfs für lästige Software-Agenten, des Info-Abzockens im Netz sind in diesen Pionier-jahrzehnten der Online-Kommunikation auf jeden Fall zu stark für den einzelnen Nutzer, sei er nun Marktanbieter, Marktteilnehmer oder Marktordner. Man könnte auch sagen, dass die Informatisierung zum altbekannten, immer noch schwierigen Anderkontext der Kommunikation jetzt auch noch einen überkomplizierten Hyper-Kontext schafft.

Gesellschaftsmodelle ohne hinreichende Eigenschutzmechanismen, ohne Selbstbindungen und ohne akzeptierte normative Eichwerte sind in der Geschichte immer wieder als „zeitlich begrenzt“ aufgefallen. Ceteris paribus kann das auch für die Informationsgesellschaft gelten, wir Menschen können jedoch den zukünftigen Anderkontext nicht voraussehen, höchstens beeinflussen.

⁴⁵ Stehr, Nico, Knowledge, Markets and Biotechnology, Sustainable Development Research Institute, University of British Columbia, Vancouver, B. C., Canada, Ms. March 2000; to be published in John de la Mothe and Jorge Niosi (eds.), The Economic and Social Dynamics of Biotechnology. Boston: Kluwer Academic Publishers, 2000.



Alcatel SEL Stiftung

Alcatel SEL Stiftung

Hauptanliegen und Themenschwerpunkt der Alcatel SEL Stiftung für Kommunikationsforschung ist seit ihrem Bestehen die Förderung von herausragenden Forschungsarbeiten, die zum besseren Zusammenwirken von Mensch und Technik in Kommunikationssystemen beitragen. Damit ist eine übergreifende Schnittmenge der verschiedensten Disziplinen und Gruppen in Wissenschaft und Praxis angesprochen.

Leistungssteile sind neben dem jährlichen „Forschungspreis Technische Kommunikation“ für die besten wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten zum Themengebiet der Kommunikationstechnik derzeit mit jährlichen Zuschüssen vier eigenständige Stiftungskollegs an deutschen Hochschulen. An der Universität Stuttgart ist es das „Stiftungskolleg zur Förderung von Forschung und Lehre über Theorie und Anwendung der Kommunikation“, an der TU Dresden das „Stiftungskolleg für interdisziplinäre Verkehrsforschung“, an der TU Darmstadt die „Stiftungsgastprofessur für interdisziplinäre Studien“ sowie das Stiftungs-Verbundkolleg Berlin zum Thema „Informationsgesellschaft“.

Die 1979 eingerichtete Stiftung, die als gemeinnützige Wissenschaftsstiftung vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft als Treuhänder verwaltet wird, unterstützt mit Veranstaltungen, Publikationen und Expertisen ein eng mit der Praxis verbundenes multidisziplinäres wissenschaftliches Netzwerk, in dem wichtige Fragestellungen der Informations- und Wissensgesellschaft frühzeitig aufgenommen und behandelt werden.

Alcatel SEL Stiftungskolleg an der Universität Stuttgart

Die Alcatel SEL Stiftung gründete 1986 gemeinsam mit der Universität Stuttgart das interdisziplinäre „Stiftungskolleg zur Förderung von Forschung und Lehre über Theorie und Anwendung der Kommunikation“. Impulse für eine verstärkte Forschung, Lehre und andere Wissensvermittlung zwischen den einzelnen Disziplinen durch Gastwissenschaftler, Symposien und sonstige Lehrveranstaltungen sollen helfen, eine menschengerechte Technik zu entwickeln. Im Vordergrund steht das Zusammenwirken von Mensch und Technik in Kommunikationssystemen. Neben der Vorlesung des jeweiligen Kollegiaten finden diverse (internationale) Kolloquien, Tagungen sowie Workshops statt.

Stiftungskollegiaten an der Universität Stuttgart waren im Sommersemester 2001 Professor Peter deBois, Institut für Städtebau und Entwerfen an der Technischen Universität Delft, sowie Professor Elizabeth Deakin, Department of City and Regional Planning, University of California, Berkeley. Die Vorlesung und der Workshop von Professor deBois befassten sich mit „Städtebauliche Analyse- und Entwurfsmethodik im Kontext der europäischen Kulturen“, Professor Deakin las zum Thema „Bedeutungswandel der Zentren“.

Vom 15. bis 17. November 2001 fand der Kongress „Wirtschaftsethische Fragen der E-Economy“ statt, den das Stiftungskolleg gemeinsam mit dem Ausschuss Wirtschaftsethik der allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland veranstaltete. Am 23. November fand die Tagung „E-Commerce (b2b) und seine Folgen für Stadt und Verkehr“ statt. Darüber hinaus wurde im Wintersemester 2001/ 2002, gemeinsam mit Gastdozenten, die Vorlesung „Methoden der Modellierung und der ereignisorientierten Simulation der Logistik“ durchgeführt.

Kontakt

Alcatel SEL Stiftung
Lorenzstraße 10, 70435 Stuttgart
Telefon 0711-821-45002
Telefax 0711-821-42253
E-mail sel.stiftung@alcatel.de
URL: <http://www.alcatel.de/stiftung>